anxa
2812
-160

M. J. St.

Preis in der deutschen Sprache.

für

Erika Vocke

Elevin der III. Klasse.

K. Max Josefstift, den 13. Juli 1909

Baronin A. Castell.

Digitized by the Internet Archive
in 2016

https://archive.org/details/mitmoritzvonschw00arnt

Moritz von Schwind.

# Mit Moritz von Schwind ins Märchenland.

Ein Buch für die Jugend und ihre Freunde

von

Johanna Arntzen.

Kempten und München.
Verlag der Jos. Kösel'schen Buchhandlung.
1908.

RESEARCH LIBRARY
GETTY RESEARCH INSTITUTE

# Widmung.

Denkſt du der Zeit, da wir Kinder waren,
Träumende Kinder im träumenden Land —
Da du, in ſonnigen Märchentagen,
Kamſt, die Bilder in deiner Hand?

Seh' ich die Blätter aus fernen Tagen,
Rühren mich Schatten aus träumendem Land.
Denkſt du der Zeit, da wir Kinder waren,
Reden die Bilder in deiner Hand.

Joh. Arntzen.

# Inhaltsverzeichnis.


| | Seite |
|---|---|
| Moritz von Schwind, der Märchenmaler | 1—4 |
| Das Glück | 5—9 |
| Rübezahl | 10—12 |
| Von der Gerechtigkeit Gottes | 13—14 |
| Die Morgenstunde | 15—17 |
| Hansel auf der Kanzel. Eine Kinderpredigt | 18 |
| Das Märchen von Walter und dem goldhaarigen Königstöchterlein | 19—25 |
| Der gestiefelte Kater (Illustration) | 26 |
| Der Herr Nachbar. Volkslied | 27—28 |
| Hans, der Träumer | 29—33 |
| Das bucklig Männlein. Volkslied | 33—36 |
| Das Rosenwunder | 37—39 |
| Die Waldmühle. Volkslied | 41 |
| Vom Aschenbrödel | 42—44 |
| Schnecken | 45—46 |
| Erzengel Michaels Feder. (Nach Mörikes Gedicht) | 47—50 |
| Herr Winter | 51—52 |
| Abzählreim | 53 |
| Der Bauer und sein Sohn. Von Mörike | 54—62 |
| Das Straßburger Münster und sein Erbauer | 63—65 |
| Der Erlkönig. Von Göethe | 66—67 |
| Der Heiltrank | 68—71 |
| Das Habermus | 72—76 |
| Erinnerung | 77 |

# Illustrationsverzeichnis.


| | Seite |
|---|---|
| Das Märchen von den sieben Raben | 3—4 |
| Erscheinung im Walde | 6—7 |
| Einsiedler, Rosse tränkend | 8—9 |
| Rübezahl | 10—11 |
| Die Gerechtigkeit Gottes | 13—14 |
| Morgenstunde | 16—17 |
| Hansel auf der Kanzel | 18 |
| Elfenreigen | 20—21 |
| König Crocus und die Waldnymphe | 24—25 |
| Der gestiefelte Kater | 26 |
| Der Herr Nachbar | 27 |
| Die gefangene Prinzessin | 30—31 |
| Die Rose | 32—33 |
| Das bucklige Männlein | 34 |
| Das Rosenwunder | 38—39 |
| Die Waldmühle | 40 |
| Aschenbrödel betritt den Tanzsaal | 42—43 |
| Aschenbrödel probiert den Schuh | 44—45 |
| Schnecken | 45 |
| Erzengel Michaels Feder | 48—49 |
| Herr Winter | 51—52 |
| Hänschen, Honig leckend | 53 |
| Der Bauer und sein Sohn | 54—62 |
| Engel mit Erwin von Steinbach | 64—65 |
| Der Erlkönig | 66—67 |
| Die Waldkapelle | 68—69 |
| Nixen, einen Hirsch tränkend | 70—71 |
| 's Habermus | 72 |
| Rast auf der Wanderschaft | 77 |

# Vorwort für Jugendfreunde.

Dieſes Buch ſei ein Beitrag zu dem neuzeitlichen Beſtreben, der Jugend die Kunſt näherzubringen. Die Texte, welche zu den Bildern neu hinzu erfunden wurden, ſind nicht Selbſtzweck. Sie wollen vielmehr, eine trockene Beſchreibung vermeidend, das Bild erklären. Vor allem aber wollen ſie die Stimmung aus dem Bilde herausheben, und die iſt bei Schwind ja meiſt eine Märchenſtimmung. Auf den Stoff kommt es dabei ſo wenig an, als etwa auf die Benennung des Bildes; es gibt dafür eine Menge von Möglichkeiten für jedes Gemälde. Hauptſache iſt, daß ein Streiflicht auf den Ideengehalt, auf die innere Wahrheit des Dargeſtellten geworfen werde; denn mit einer abſoluten Wahrheit haben wir's hier ja nicht zu tun.

Wenn die Jugend nicht gleich den ganzen Sinn aller Bilder und Texte voll erfaßt, ſo ſchadet das nicht. Sie wird zum Denken, Sehen, Fragen und Suchen angeregt und wächſt in das Verſtändnis hinein. Soll dies Buch doch nicht nur für heute und morgen ſein, ſondern ihr lieb bleiben fürs ganze Leben.

Das Gedicht Mörikes, „Erzengel Michaels Feder", glaubte ich in Proſa wiedergeben zu müſſen, weil die Sprache dieſer Dichtung für die Jugend allzuſehr der Erklärung bedarf. Texte anderer Verfaſſer, zu denen Schwind Bilder ſchuf oder die der Stimmung eines Bildes beſonders entſprachen, ſind in das Buch hinübergenommen.

Eſſen 1907.

Joh. Arntzen.

# Moritz von Schwind,

der Märchenmaler.

Der Künstler, der die Bilder dieses Buches gemalt und gezeichnet hat, heißt Moritz von Schwind. In Wien stand seine Wiege, und Anfang des vorigen Jahrhunderts lag er darin als ein kräftiges Knäblein. Zufrieden schaute er mit seinen blauen Guckäuglein in die Welt und steckte die rosigen Fäustchen in den Mund. Und die Eltern und Verwandten standen um die Wiege und sagten: „Was mag aus dem lieben Jungen werden?"

Da traten, von allen ungesehen, drei schöne Feen ins Zimmer. Die eine war die Musik und die andere die Malerei. Die dritte, noch halb ein Kind, wurde von beiden in der Mitte geführt. Ihre Augen waren so klar wie ein Waldsee. Das Märchen war's.

Die Malerei nahm die kleinen Händchen in ihre Hand; da wurden sie geschickt, zu malen und zu zeichnen, was die Augen sahen. Die Musik nahm das kleine, runde Köpfchen in die Höhe und küßte es. Da ward das Kind empfänglich für schöne Melodien. Das Märchen legte ihm seine Hand auf die Äuglein. Da ward er zum Dichter und sah Elfen und Feen, Zwerge und Riesen allenthalben.

Und während Eltern und Verwandte noch über die Zukunft des Kindes sprachen, hatten die Feen ihm schon seinen Lebensweg bestimmt.

Als der Knabe heranwuchs, begann er schon bald, auszudrücken, was seine Dichteraugen sahen. Aber er sprach es nicht in Versen aus, sondern in Bildern. Wo er ging und stand, zeichnete und malte er, und Feen, Elfen, Riesen und Zwerge kamen in viele seiner Blätter.

Die Großmutter Moritzens wohnte in einem Hause außerhalb der Stadt, das „zum Mondschein" benannt wurde. Es lag ziemlich frei und war von Hecken, Gärten und Büschen

umgeben. Nach dem Tode des Vaters zog die Mutter Schwinds mit den Kindern in das Mondscheinhaus. Die Schwestern mußten tüchtig im Hause arbeiten, während die Brüder studierten; doch nahmen auch die Schwestern an den Arbeiten der Brüder teil.

Und wie herrlich ließ es sich nach getaner Arbeit zwischen den Hecken und Büschen, die so manchen Schlupfwinkel boten, spielen! Ganze Märchen, Räuber- und Rittergeschichten führten die Brüder mit ihren Freunden auf. Von den Gespielen ist manch einer später berühmt geworden, so die Dichter Bauernfeld und Grillparzer und der gemütvolle Liederkomponist Schubert.

Dieser kam eines Tages, um den unterdessen zum Jüngling herangewachsenen Moritz abzuholen. Der junge Maler war mit einer Zeichnung beschäftigt, die er gern zuerst beendigen wollte und schob Schubert, um ihn einstweilen zu beschäftigen, ein Buch mit Dichtungen von Shakespeare zu. Schubert fand das Gedicht: „Horch, horch, die Lerch' im Ätherblau!", nahm ein Blatt und schrieb die reizende, so bekannt gewordene Melodie dazu.

Auch mit dem Dichter Lenau hat Schwind zusammen auf der Schulbank gesessen; doch hat die beiden Knaben wohl nicht viel zueinander hingezogen; denn Lenau war schon als Kind düster und schwermütig, Schwind dagegen voll Frohsinn und Sonnenschein.

Schwind war einer der besten Schüler, die Kunst aber war seine Freude und Erholung.

Seine Mutter fürchtete, sein Talent werde sich nicht durcharbeiten. Auch fehlten ihr die Mittel, ihren Sohn Künstler werden zu lassen. Eine Zeitlang studierte er auf der Universität; aber der Wunsch, Maler zu werden, wurde immer stärker. Seine Bilder und Zeichnungen wurden immer schöner, so daß auch ältere, ernste Künstler ihm rieten, sich ganz der Kunst zu weihen.

So ging er denn nach München, um dort weiter zu lernen. Sein Lehrer war der berühmte Maler Peter von Cornelius. Der faßte gleich eine Vorliebe für den so hoch begabten Schüler und half ihm in jeder Weise. Aber der junge Künstler war stolz. Er ließ nicht merken, wie es ihm oft an allem Möglichen fehlte. Er wollte sich durch eigene Kraft zu einem tüchtigen, ja, zu einem großen Maler durcharbeiten.

Nicht lange dauerte es, so betraute man ihn mit großen Aufträgen. Er sollte einige Säle im Münchener Residenzschloß mit Gestalten aus Märchen und Sagen schmücken.

Während er diese Gemälde ausführte, lagen ihm andere Bilder im Sinn, Bilder zu den lieben deutschen Volksmärchen „Aschenbrödel“ und „die sieben Raben“. Erst viel später führte er diese Bilder aus, und sie gewannen dem Maler die Herzen aller, die sie sehen durften.

All seine Bilder sind ja auch so lieblich und märchentraut und doch wieder so voll Kraft und Würde, durchrauscht von deutschem Waldeszauber und durchstrahlt von deutscher Liebe und Treue. Und die Musik, die dem Künstler so manche schönen Stunden bereitete, scheint in vollen Melodien aus seinen Bildern zu klingen.

Als man nun die zum Teil zerfallene Wartburg wiederherstellte und die Absicht hatte, sie ausmalen zu lassen, wußte man keinen besseren Künstler als Schwind, diesen Plan durchzuführen. So hat er in den Sälen der Wartburg Bilder vom Sängerkrieg und anderen Wartburg-Sagen gemalt, und in einem Wandelgang zauberte sein Pinsel das Leben der heiligen Elisabeth an die Wand. Eins dieser Bilder, das Rosenwunder, ist in diesem Buche.

Das Bild Schwinds, welches dem Buche voransteht, zeigt den Maler mit seinem lieben, freundlichen Gesicht, als er lange schon Professor an der Münchener Akademie war. Vor ihm steht eine Staffelei mit dem Titelbild zu den sieben Raben. Das zweite Bild zeigt es noch einmal größer und klarer, und wenn wir es genau besehen, lernen wir die ganze Familie Schwinds und auch andere, die ihm nahe gestanden haben, kennen.

In einem altdeutschen Saale mit bunten Glasfenstern sitzt in der Mitte eine alte Frau, die ein Buch auf dem Schoße hält. Sie weist mit dem Finger nach rückwärts in die Vergangenheit. Sie erzählt ein Märchen aus alten Zeiten, und wenn wir die Glasfenster recht beschauen, wissen wir auch, welches Märchen sie erzählt; denn sie stellen den Anfang zu den sieben Raben dar.

Rechts und links von der Märchenerzählerin sitzen zwei der Feen, die an Schwinds Wiege gestanden haben, die Malerei und die Musik.

Rechts in der Ecke erkennen wir den Meister selbst. Er hat ein schlafendes Kind, das einen Lilienstengel trägt, auf dem Arm. Es ist sein jüngstes Töchterchen, das damals schon gestorben war und das er tief betrauerte. Die hohe Frau im weißen Kleid mit dem Kranz im Haar ist Adda, die verstorbene Gattin Geibels. Alle die Erinnerungen an liebe Verstorbene tauchen ja wieder auf, wenn wir in die Vergangenheit blicken.

Links steht die Gattin Schwinds, und bei ihr sind die Kinder: Hermann, Anna und Marie. Sie sind vom Spiel und von der Arbeit gekommen und horchen auf die Worte der Märchenfrau.

Auch fremde Kinder sind im Saal. Sie werden eben von einer Magd abgerufen und folgen nur ungern. In Schwinds Hause waren auch die fremden Kinder stets willkommen. Er versammelte sie mit den eigenen um sich und erzählte ihnen Märchen und Geschichten. Dabei schnitt er mit der Schere aus Papier alle Personen aus, die in den Geschichten vorkamen. Er fing dann bei den Füßen an, auszuschneiden, um die kleinen Zuschauer recht in Spannung zu halten.

Die meisten der Bilder dieses Buches gehören zu denen, welche Schwind „Reisebilder" nannte. Was ihm auf der Fahrt durchs Leben, auf der Reise nach seinen großen Zielen, begegnete, was er dachte und fühlte, wurde ihm zu einer Dichtung, meist zu einem Märchen, und das erzählte er in einem Bilde.

Bis in sein hohes Alter hinein bewahrte Schwind seine Frische und seinen erstaunlichen Fleiß. Die Bilder und Zeichnungen, die wir von ihm noch haben, zählen manches Tausend. Noch nicht lange hatte er ein großes Werk, die Bilder zu der Sage von der schönen Melusine vollendet, da traf ihn der Schlag, an dessen Folgen er starb. Ein Künstler war hingegangen, der dem Deutschen Volk zu Herzen gesprochen hatte. Seine Werke aber sind die Freude eines jeden, der sie sieht. Der Künstler hatte ja auch die Absicht, Freude zu bringen und hat es gewollt, daß wir uns tief in seine Bilder hineinsehen und sie recht genießen sollen.

J. A.

Das Märchen von den sieben Raben.

# Das Glück.

Es waren einmal zwei Königssöhne. Der ältere, Bruno, war fromm und freundlich, und jeder hatte ihn gern. Seine Augen strahlten, als hätte er stets eine innere Freude. Sein Herz war immer zufrieden und glücklich. Nicht, als ob die Pracht und Herrlichkeit um ihn her ihn so vergnügt gemacht hätte. Am liebsten streifte er durch Wald und Feld. Er sah den Rehen zu, wie sie zwischen den Kräutern standen und sich hier und da ein Büschel abrupften, wie sie bei jedem Geräusch den zierlichen Kopf hoben und mit den braunen Augen um sich schauten, und wie sie dann auf einmal davonliefen, als hätten die feinen Tierchen Flügel bekommen.

Alle Tiere in Wald und Feld waren seine Freunde. Sie hatten sich an ihn gewöhnt und Vertrauen zu ihm gefaßt, so daß er vieles von ihrem heimlichen Leben und Treiben sah, was anderen Menschen verborgen blieb. Auch das stille Leben der Bäume und Blumen beobachtete er, und was er entdeckte, schrieb er auf, damit auch andere Freude daran hätten.

Drinnen im Königsschlosse, zwischen den untertänigen, schmeichelnden Menschen, gefiel es ihm nicht; darum ging er, so oft er konnte, in Flur und Wald, wo er sich froh und frei fühlte.

Anders war sein Bruder, Konrad. Er zeigte sich oft herrisch und launisch; denn in seinem Herzen steckten Hochmut und Unzufriedenheit. Es nagte an ihm der Gedanke:

„Warum bin nicht ich zum Könige geboren? Warum muß ich der Jüngere sein?"

Aber er ließ Bruno nichts von dem quälenden Gedanken merken; denn die beiden Brüder hatten sich sehr lieb.

Nun geschah es, daß der alte König starb und Bruno König wurde. Die Brüder waren lange Zeit still und in sich gekehrt; denn sie trauerten tief um ihren Vater. Für sich aber ging jeder noch einem anderen Gedanken nach.

Den Jüngeren quälte der Neid, obwohl er ihn tapfer niederzwang und sich vornahm, seinem Bruder eine rechte Stütze zu werden. Für Bruno war es eine schwere Last, daß er jetzt König sein mußte. Er wäre auch mit seinem Leid lieber in den Wald gegangen und entbehrte sehr seine Beschäftigung mit den Pflanzen und Tieren.

So ging ein halbes Jahr hin. Da sagte Bruno zu seinem Bruder:

„Das Regieren macht mir keine Freude. Ich möchte mir ein verborgenes Plätzchen in Gottes grüner Welt aufsuchen, wo ich allein sein kann mit der Natur. Bleibe du hier und sei König! Mögest du so das Glück finden!"

„Das Glück!" sagte Konrad nachdenklich.

Die Erfüllung seines Wunsches machte ihn nur einen Augenblick zufrieden. Dann regten sich schon wieder andere, größere Wünsche in ihm.

Bruno fühlte, was seinem Bruder fehlte. Er nahm seine Hand und sprach:

„Was ist denn das wahre Glück, Lieber? Es ist die Zufriedenheit, die wir im Herzen tragen. Aber es gibt auch ein falsches Glück. Das ist eine wunderschöne Fee. Sie schwebt vor uns her; wir möchten sie erreichen und können es nicht. Und wenn wir ihr eine Zeit lang gefolgt sind und todmüde und entkräftet zusammensinken, entschwindet sie uns.

Da finden wir uns auf dem Platze wieder, von dem wir ausgegangen sind. Die Fee hat uns im Kreise herumgeführt. Wir sind nicht weitergekommen; aber die zwecklose Jagd nach dem falschen Glück hat unsere Kraft verbraucht."

Und dann nahm Bruno Abschied und ging fort; niemand wußte, wohin.

Eine Zeitlang blieb Konrad als König auf dem Schlosse, aber dann trieb es ihn fort. Er glaubte, draußen, in der weiten, großen Welt sei noch ein größeres Reich, eine glänzendere Krone für ihn. Er bestieg ein schneeweißes Pferd, sein treuer Diener Werner ein braunes, und dann ritten sie zusammen weiter und immer weiter, viele, viele Tage lang.

Da kamen sie in einen großen Wald. Lange waren sie schon geritten, aber immer fanden sie noch kein Ende. Der Mundvorrat war aufgezehrt. Immer dichter wurde das Gestrüpp; die Pferde konnten nicht mehr hindurch.

Die beiden wollten umkehren, aber sie fanden nicht zurück und kamen nur immer tiefer in den Wald. Die Sonne neigte sich zum Untergange, und es war keine Hoffnung,

Erſcheinung im Walde.

heute noch aus dem Walde zu kommen. Da banden sie die Pferde an einen Baum und legten sich, obgleich hungrig, zur Ruhe in das weiche Moos.

Und als sie da lagen, sahen sie fernher ein Licht schimmern und glaubten, sie seien in der Nähe von Menschen. Der Weg zu dem Lichte aber führte durch dichtes Gestrüpp, und da die Pferde nicht hindurchgekonnt hätten, erbot sich Werner, allein auf die Suche zu gehen, während der König bei den Pferden blieb.

Da hob sich's vor ihm aus den Bäumen wie Nebel und wob sich zu einer Gestalt; — zur Gestalt einer wunderschönen Fee, die ihm winkte, ihr zu folgen.

„Das Glück!" dachte Konrad, und ihm war, als müsse er nach, um sie festzuhalten.

Aber die Bäume und dichten Sträucher schienen sie nicht aufzuhalten. Ungehindert schwebte sie hindurch, während dem nachfolgenden Konrad die Zweige ins Gesicht peitschten. Dorngestrüpp hielt ihn fest und riß ihn blutig. Aber er achtete es nicht. Keinen Blick wendete er von der Fee.

Und nun kamen sie aus dem Walde heraus auf eine Lichtung. Die schmale Sichel des zunehmenden Mondes warf ihren Schein auf die schwebende Gestalt.

Sie wandte sich nach Konrad um, und ihre Hand schien ihm wieder zu winken. Aber schneller flog sie durch die Mondnacht, und Konrad folgte müde, hungrig und zerrissen, schneller und immer schneller. Es wurde eine wilde Jagd über die Heide, und mancher Stein brachte den jungen König zu Falle. Erbarmungslos, ruhig und klar schwebte die Fee weiter.

Wie lange noch? — Sollte er sie nie erreichen? — Wenn seine Kräfte ihn verlassen wollten, ließ sie ihn näher herankommen oder wandte sich nach ihm um, und von neuem gab er sich Mut.

Da schwebte sie an einem schroffen Felsen empor. Konrad versagte fast die Kraft, aber mit einer letzten, fieberhaften Anstrengung kletterte er ihr nach, und die spitzen Steine zerrissen ihn, wie vorher die Dornen.

Und die Fee saß oben auf dem Gipfel und schaute ruhig hinab auf den jungen, ungestümen König.

Nun war er oben, — nun berührte er ihr Gewand, — da löste sie sich auf und entschwand wie ein Nebel.

Konrad wußte nicht, wie ihm geschehen war. Ihn schmerzten die Glieder, — die Kleider waren zerrissen.

Und langsam, mit Anstrengung der letzten Kraft, stieg er an der anderen Seite des Felsens wieder hinab und sank unten in eine tiefe Bewußtlosigkeit. — —

Als er erwachte, lag er, wohl gebettet, in einer Felsennische. Er fühlte sich wie zerschlagen; aber er empfand es so angenehm, seine ermatteten Glieder auf dem bequemen Lager ausruhen zu können, daß er sich nicht rührte, sondern nur seine Augen wandern ließ.

Wo war er denn? — Wie schön, wie still, wie wohltuend war es hier, bei der erfrischenden Morgenkühle!

Ein kleines Tal, rings von hohen Felsen eingeschlossen. Hier schaute der Tannenwald um die Ecke, dort lugte er durch eine Lücke, und da war er gar an dem Felsen emporgeklettert und hatte einige Laubbäume mitgenommen.

Ein klarer Bach plätscherte durch die Stille. Bald drängte er sich durch das enge Gefelse, bald breitete er sich in einem Becken aus, und dann wieder sprang er die Steine hinunter, als ein kleiner Wasserfall.

Vom Felsen, unter dem Konrad geschlafen hatte, ging ein weicher Moosweg zu dem Becken, — und sieh da, — träumte er denn? — An dem Becken standen die beiden Pferde und tranken das klare Wasser, und zwischen ihnen schaute die spitze Mütze eines Klausners hervor. Der gute Mann also hatte sich seiner angenommen! Wie dankbar war er ihm! Wie wollte er's ihm lohnen!

Aber noch stand er nicht auf. Es war so wohlig hier. Das alles war so schön anzusehen. Bewegungslos blieb er liegen und dachte nach.

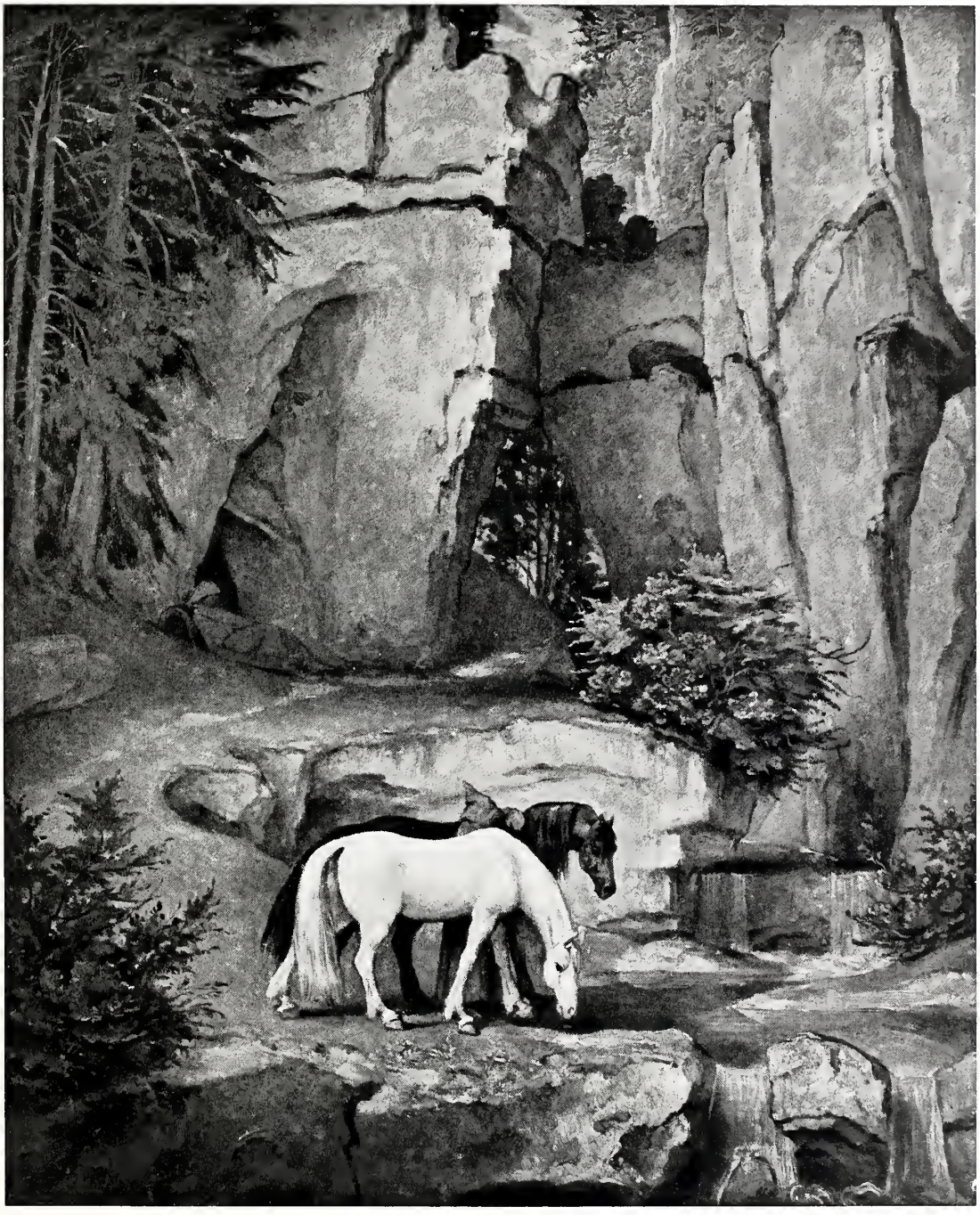
Wie waren die Pferde hierhingekommen? Oder war er wieder in die Nähe der Pferde zurückgekehrt bei der tollen Jagd? Hatte die schöne Fee ihn im Kreise herumgeführt, das falsche Glück, dem er nachgehetzt war?

Langsam kam der Einsiedler zwischen den beiden Pferden hervor. Er streichelte die schönen Tiere und klopfte ihnen den Hals. Konrad sah ihm zu. Er hätte immer so liegen und zusehen mögen. Es wurde ihm so ruhig, so freudig dabei.

Nun kam der Einsiedler auf Konrad zu, um zu sehen, ob er noch schliefe. Und als er sich hinabbeugte, da sah der junge König gerade in die strahlenden Augen seines Bruders.

Nun sprang er aber auf.

„Bruno, du hier!"



Einſiedler, Roſſe tränkend.

Und sie freuten sich wie die Kinder, daß sie einander wiederhatten.

„Wie bin ich denn nur hierhin gekommen?“ sagte Konrad nachdenklich.

„Ich kann dir's nicht sagen,“ antwortete Bruno, „ich hörte in der Nähe Pferde wiehern, und als ich dem Tone nachging, um, wenn nötig, einem Verirrten den Weg zu zeigen, fand ich dich bewußtlos im Moose liegen und brachte dich hierher.

Nun erzählte ihm Konrad alles, was er gewünscht und gewollt, auch das Erlebnis in der Mondnacht; schließlich sagte er:

„Was soll ich nun noch suchen! Ich sehe, daß man das Glück nicht erjagen kann, wenn es nicht im Herzen steckt. Hier bei dir ist's mir so still und friedlich geworden. Laß mich bei dir bleiben, Bruno! Schöner als bei dir ist es nirgendwo.“

Aber Bruno kannte seinen Bruder besser. Lächelnd sagte er:

„Ja, Lieber, wenn's gestürmt hat, tut die Ruhe gut; aber für immer ist sie nicht deine Sache. Schon morgen würdest du Sehnsucht nach Welt und Menschen haben. Ein Mensch ist eben nicht wie der andere, und das ist gut. Geh du in dein Land und mache dein Volk glücklich. Dann wird das Glück, das wahre Glück zu dir kommen, ohne daß du es suchst und merkst. Wenn dir aber schwer ums Herz ist, dann komm zu mir; du weißt ja jetzt, wo ich bin. Nur darfst du keinem anderen meinen Aufenthalt verraten, sonst würde *mein* Glück davonfliegen.“

Und als sie noch sprachen, kam Werner, der treue Diener. Das Licht, nach dem er gegangen, war leuchtendes, faules Holz gewesen. In der Dunkelheit hatte er sich nicht zurückfinden können, und sein Rufen war ohne Antwort geblieben. Nun freute er sich sehr, als er seinen Herrn wiedersah, und freute sich noch mehr, als dieser sagte:

„Wir reiten jetzt nach Hause und gehen nicht mehr fort.“

Den Bruno aber erkannte er nicht wieder. Der hatte einen gar so langen Bart bekommen und hatte sich die Kutte tief in die Augen gezogen.

Der Klausner führte sie bis zum Rande des Waldes, und sie ritten zurück auf das Königsschloß. Und Konrad wurde ein Vater seines Volkes und machte seine Untertanen glücklich. Da zog das wahre Glück auch bei ihm ein und blieb bei ihm wohnen, denn die Liebe seines Volkes hielt's ihm fest.

J. A.

# Rübezahl.

Im tiefen, dunklen Eichenwald
Bemooste Wurzeln sprangen,
Bald hoch hinauf, zur Tiefe bald,
Und wanden sich wie Schlangen.
Dort wölbt sich eine, wie ein Tor,
Und plaudernd springt ein Quellchen vor,
Von Ranken überhangen.

Eichkätzchen huschen flink und leis,
Und bunte Käfer fliegen,
Und Pilze, leuchtend rot und weiß,
Im dunklen Moose liegen.
Ein Summen, Zwitschern in der Luft,
Sonst Ruh! — Im schweren, feuchten Duft
Die schlanken Farn sich wiegen.

Der Eichbaum brummt: „Da, hört einmal!
Klipp, klapp, wie Holzpantoffel.
Die Steine prasseln tief ins Tal.
Der Tausend, so ein Stoffel!"

Rübezahl.

Doch Vöglein zirpt im Blätterſaal:
„Sprich leiſ'! Das iſt ja Rübezahl;
Sonſt zahlt er heim den Stoffel."

Da kommt er her: „Klipp klapp, klipp klapp!"
Gar grimmig und bedächtig.
„O weh, wer kriegt denn da was ab?
Sein Prügel iſt gar mächtig!"
Eichkätzchen, Käfer, Vögelein,
Sie ſchlüpfen ſcheu ins Grün hinein.
„Huſch, huſch! Der iſt verdächtig!"

Da raunt der alte Eichenbaum:
„Ihr Kleinen, nicht erſchrecken!
Verbarg der doch ſein Lachen kaum.
Er will den Schulzen necken.
Was gilt's, er geht zum Dicken gleich
Und ſpielt ihm einen luſt'gen Streich,
Den Faulen aufzuwecken."

Eichkätzchen, Käfer, Vögelein,
Huſch huſch, zum Waldesrande.
Im Tale ſteht ein Apfelbaum
Auf ſaft'gem Wieſenlande;
Und drunter ſchnarcht, — o, hört, wie ſehr,
Kein Sägewerk kann ſchnarchen mehr, —
Der Schulze in die Lande.

Der Berggeiſt ſchaut vom Waldeshang.
„Ei, Schulze, ſollſt dich regen!

Mir iſt um deine Äpfel bang.
Ich will ins Gras ſie legen.
Zu ſchade wär's, wenn man ſie ſtiehlt."
Und hui! Sein Prügel, wohl gezielt,
Durchſauſt den Apfelſegen.

Hei, praſſelt da der Äpfelſchwarm
Dem Schulzen auf die Naſe,
Zerbeult den Kopf, zerſchlägt den Arm,
Der Ärmſte ſchreit im Graſe.
Dann ſpringt er auf und ächzt und ſtöhnt
Und hinkt, von Magd und Knecht verhöhnt,
Zum Salbentopf der Baſe.

Eichkätzchen, Käfer, Vögelein,
Huſch huſch, zum alten Baume.
Sie flüſtern, zwitſchern, kichern: „Nein,
Wie fuhr der aus dem Traume!"
Und Rübezahl, klipp klapp, zurück;
Bald lacht's vergnügt ob ſeinem Stück
Im ganzen Waldesraume.

J. A.

# Von der Gerechtigkeit Gottes.

Ein Einsiedler, den Zweifel überkamen von der Gerechtigkeit Gottes, wollte ausziehen, sie zu suchen. Er verließ die Hütte und den stillen Wald und zog der Straße zu. Da gesellte sich ein Jüngling zu ihm, und sie reisten selbander. Gegen Nacht kamen sie an ein Schloß, wo sie freundliche Aufnahme fanden. Als sie des Morgens weiter wanderten, brachte der Jüngling einen Becher hervor, den er im Schlosse entwendet. Die zweite Nacht brachten sie bei einem Geizhals zu, dem morgens beim Abschied der Jüngling den Becher schenkte.

Sie gingen durch das Dorf, und der unheimliche Jüngling trat in ein ärmliches Haus und forderte zu trinken. Kaum hatten sie das Dorf hinter sich, ging das Haus in Flammen auf und brannte nieder. Darauf eilten sie dem Gebirge zu, und aus einer einsamen Hütte tönte Jammer und Wehklage. Sie fanden die klagenden Eltern bei einem kranken Kind. Sogleich bereitete der Jüngling einen Trank, gab ihn dem Kinde, und es verschied augenblicklich. Da erschrak der Einsiedler und er zauderte, dem Verdächtigen weiter zu folgen, der den Vater des Kindes zum Wegweiser genommen.

Der Zorn übermannte ihn aber, als der entsetzliche Gefährte den Wegweiser von der nächsten Brücke in den Abgrund stürzte. Der aber entschwebte ihm und verwandelte sich in den Erzengel Michael. „Du spürtest," sprach er, „der Gerechtigkeit Gottes nach, und du hast ein Stück davon gesehen. Der Becher, den ich den guten Menschen nahm, war vergiftet, und der Geizhals wird seiner Sünden Lohn darin finden. Die armen Leute, deren Haus ich ansteckte, werden es wieder aufbauen und einen Schatz im Schutte finden. Das Kind, das ich von der Welt nahm, wäre zum Verbrecher und Sünder herangewachsen, denn der Vater, den ich in den Abgrund stieß, war ein Mörder und Räuber. So ist vor Gott gerecht, was vor Menschenaugen ungerecht ist." Da ging der Einsiedler in seine Klause zurück und war von allen Zweifeln geheilt.

# Die Morgenstunde.

In der Nähe von München, in herrlicher, gebirgiger Umgebung, liegt der Starnberger See, ein wundervoll klargrünes, großes Wasser. Zum Teil umkränzt ihn eine sanft gewellte, mit Tannen oder Laubwald bestandene Landschaft; an der einen Seite aber recken sich die Alpen empor. Da liegen sie vor uns in stolzer Größe; immer verändert, je nach der Beschaffenheit der Luft. Zuweilen erscheinen sie fast schwarz; dann wieder glaubt man, sie seien zu Wolken geworden, da sie sich kaum von den über ihnen hängenden Himmelsgebilden unterscheiden. Und dann wieder sind sie so klar, daß wir die grünen Matten, die scharfkantigen Klüfte und den ewigen Schnee genau sehen können.

Und dazu die krausen, plaudernden Wellen! Wie umspielen sie uns so freundlich, wenn wir im Kahn uns treiben lassen, um ruhig all die Herrlichkeit zu beschauen!

Langsam geht die Sonne unter. Die scharfen Umrisse des Gebirges scheinen weicher und sanfter, verschwimmen und verschwinden langsam. Rote Streifen zeichnen den Himmel, und all die Wellenkämmchen glitzern in rosigem Licht.

Da geht der Abendstern über den Tannen auf, die so tief und schwarz dastehen, daß man jedes Zweiglein auf dem Abendhimmel liegen sieht. Keiner spricht mehr ein Wort; man glaubt in einem Märchen zu sein und vergißt einen Augenblick das Leben mit seinen Sorgen.

Wem's gegeben ist, mit Dichteraugen die Welt zu betrachten, der mag nun von Nixen und Elfen träumen.

Und unser Meister Schwind hatte ja Dichteraugen; er sah allerlei in Wald und Wasser, das einfachen Menschen verborgen bleibt. Wir können's darum wohl verstehen,

warum er sich gerade an den Starnberger See ein Landhäuschen baute. Er nannte es „Tannenruhe", weil es mitten unter den Tannen stand. Dort wohnte er im Sommer mit Frau und Kindern, und wenn er hinausschaute auf den See, kamen ihm die Gedanken zu vielen schönen Bildern.

Aber er malte nicht nur, er pflegte auch die Musik, und oft waren berühmte Musiker, Sänger und Sängerinnen, bei ihm zu Gaste. Da wurde denn Klavier und Geige gespielt und manches schöne Lied gesungen. Dann hörten auch seine Kinder aufmerksam zu und lernten viel Schönes kennen.

Seine Tochter Marie hatte ein Stübchen für sich allein; das machte ihr viel Freude, und sie hielt es stets in schönster Ordnung. Es war ganz einfach, aber behaglich eingerichtet. Eine Kommode mit glänzend weißer Marmorplatte, vielleicht von der Urgroßmutter, stand zwischen den beiden Fenstern, und Marie hatte eine Uhr unter blitzblank gehaltener Glasglocke, auch hübsche Kännchen, Tassen und Leuchter daraufgestellt. Am Fenster stand das Nähtischchen und daneben ein grün gepolsterter Stuhl. Ein zweiter stand vor dem Bett, das mit grünen Vorhängen so verhangen war, daß es bei Tage ganz verborgen stand und der Raum einem Wohnzimmerchen glich.

Vom Fenster aus öffnete sich ein Blick auf das Gebirge. Da lag die Zugspitze, umgeben von den anderen Bergen.

Marie hatte sich zu Bett gelegt. Durch das geöffnete Fenster drang die klare Sommerabendluft herein, und aus dem Wohnzimmer klangen noch leise einige Akkorde, die der Vater auf dem Klavier anschlug. Den ganzen Abend war wieder gespielt und gesungen worden, und der Nachklang der Töne wiegte Marie in den Traum.

Früh am andern Morgen schon lugte die Sonne durch das offene Fenster und die zurückgezogenen Bettvorhänge. Marie sprang aus den Federn und zog sich an.

Die wunderbare Stille und der Anblick des Gebirges, das da in der Morgensonne so feierlich lag, lockte sie ans Fenster, und wie ein Gebet zog ihr die feierliche Ruhe durchs Herz.

Sie mußte an ein Lied denken, das gestern abend gesungen worden, und das ihr beim Einschlafen noch lange gefolgt war.

Jetzt zog es ihr durch den Sinn; ein weihevolles Morgenlied von Eichendorff:

Morgenſtunde.

O wunderbares, tiefes Schweigen!
Wie einsam ist's noch auf der Welt!
Die Wälder nur sich leise neigen,
Als ging der Herr durchs stille Feld.

Ich fühl' mich recht, wie neu geschaffen.
Wo ist die Sorge nun und Not?
Was mich noch gestern wollt' erschlaffen,
Ich schäm' mich des beim Morgenrot.

Die Welt mit ihrem Gram und Glücke
Will ich, ein Pilger, frohbereit,
Betreten nur, wie eine Brücke
Zu dir, Herr, übern Strom der Zeit!

Der Sonne aber gefiel es in dem gemütlichen Zimmerchen. Sie rückte durch das offene Fenster immer mehr vor. Es machte ihr Freude, auf der schneeweißen Bettdecke und auf dem sauberen Fußboden zu spielen, und sie drückte sich auch an dem grünen Vorhang des anderen, geschlossenen Fensters vorbei, weil sie sich gern den ganzen Raum anschauen wollte, und huschte lustig über die Glas- und Porzellansachen auf der Kommode, und wo sie nicht klar durchdringen konnte, nahm sie vom Vorhang einen grünen Schein mit, der auch auf den Fußboden fiel und im Spiegel wiederglänzte.

Und die Sonne freute sich auch über das frische, sonnige Mädchen am Fenster, und immer noch zog's wie eine Melodie durch die Morgenfrühe:

„O wunderbares, tiefes Schweigen!"

J. A.

# Hansel auf der Kanzel.

## Eine Kinderpredigt.

Geht alle nach Haus
Und haltet 'n Schmaus.
Habt ihr was,
So eßt es!
Habt ihr nichts,
Vergeßt es.
Habt ihr ein Stückchen Brot,
So teilt es mit der Not,
Und habt ihr noch ein Bröselein,
So streuet es den Vögelein.

# Das Märchen von Walter und dem goldhaarigen Königstöchterlein.

Es war einmal ein Königstöchterlein, das hatte keinen Vater mehr, aber eine schöne, liebe Mutter. Ihre Haare leuchteten wie klares Gold, und die kleine Prinzessin hatte das goldene Haar von ihrer Mutter geerbt. Einmal ging die Mutter mit ihrem Kinde den Schloßberg hinab in den grünen Wald. Als das Prinzeßchen Blumen pflückte, ritzte es sich die Hand an einem Brombeerstrauche, daß das Blut herunterlief.

Da ging die Königin mit ihm in eine Köhlerhütte, und die junge Köhlerfrau verband die Wunde. Und das Königstöchterlein spielte bald lustig mit dem Köhlerknaben Walter. Es hatte noch nie mit Kindern gespielt, und es hätte den Knaben am liebsten gleich mit auf das Schloß genommen. Das ging aber nicht, und so mußte Walter versprechen, gleich morgen aufs Schloß zu kommen.

So oft Walter kam, spielten die beiden Kinder bis sie müde waren, und dann erzählte ihnen die Königin Geschichten und sang ihnen schöne Lieder vor. Eins sang sie immer wieder, da die Kinder es gar so gerne hörten.

Ein Erlenbaum, ein Erlenbaum,
Der hängt wohl über dem Bach,
Und wenn der Mond ins Wasser scheint,
Dann werden die Elfen wach.

Und wenn der Mond auf die Wiese scheint,
Dann tanzen die Elfen fein;
Es trägt die Elfenkönigin
Ein goldnes Krönelein.

Viel Blümlein stehn am Wiesengrund
Am grünen Erlenbaum,
Und wer die Elfen tanzen sieht,
Der denkt, es wär' ein Traum.

„Hast du die Elfen schon tanzen sehen?" fragte das Königstöchterlein.

„Nein," sagte die Mutter, „ich nicht! Das sehen nur die Dichter. Die verstehen auch, was die Bäume rauschen, was die Vögel singen und was das Bächlein plaudert."

Prinzeßchen fragte den Walter:

„Verstehst du das auch?"

Und er sagte:

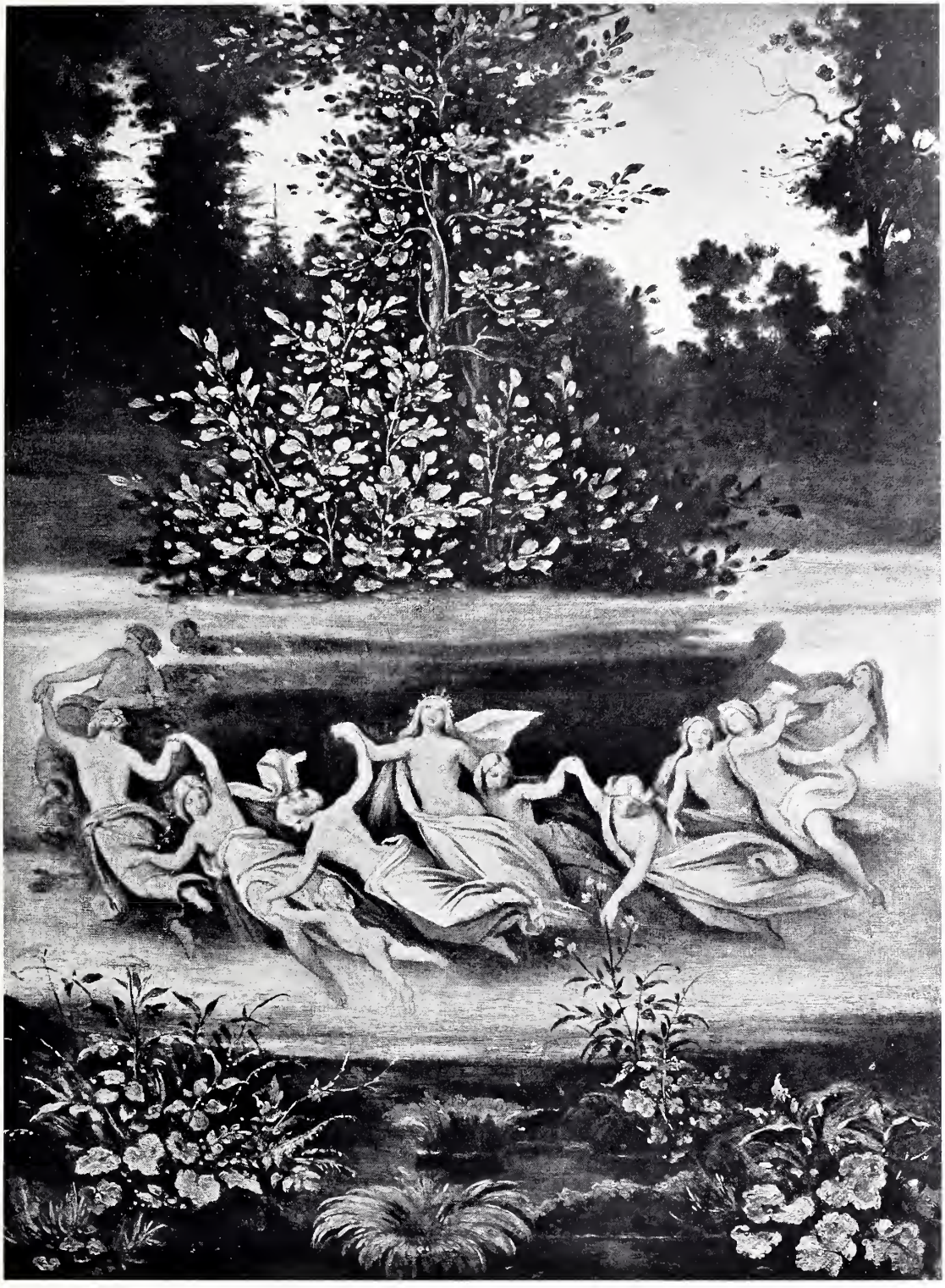
„Ja, gewiß!"

Am Abend, als der Mond schien, ging Walter an die Erle am Bach und wartete, — und da sah er die Elfen tanzen, und die Elfenkönigin hatte ein goldenes Krönlein auf. Er sah zu bis die Morgennebel stiegen, und am anderen Tage erzählte er im Schlosse, was er gesehen, und als wieder die Nacht kam, schlich sich das Königskind leise hinaus, um auch die Elfen tanzen zu sehen. Aber sie wartete und wartete und sah nichts. Doch da kam hinter ihr her eine alte Frau, das war eine böse Hexe, — faßte sie und nahm sie mit.

Von Stund an war Prinzeßchen verschwunden, und die Königin wurde still und traurig. Sie mochte nicht mehr unter die Menschen gehen; aber Walter mußte immer noch zu ihr kommen, und als seine Mutter starb, wurde die Königin ihm wie eine Mutter. Später schickte sie ihn fort, damit er etwas lerne in der Welt.

Nun war die Zeit gekommen, da das Prinzeßchen sechzehn Jahre alt wurde. Da ließ die Königin bekannt machen, der Prinz, der ihre Tochter finden werde, solle sie heiraten und König sein. Manche kamen und suchten einen Monat oder mehrere Monate, ja, ein halbes Jahr; aber es war vergebens, und sie ließen ab.

Da kam Walter zurück und war ein schöner, feiner Jüngling geworden. Und er sagte zur Königin:



Elfenreigen.

„Laß mich dein Töchterlein suchen! Ich bin zwar nur ein Köhlerssohn und weiß, daß ich sie nicht heiraten darf, aber ich möchte dich wieder fröhlich machen, weil du so gut zu mir gewesen bist."

Die Königin fragte: „Woran willst du sie denn erkennen?"

Und Walter sagte:

„Wenn ich ein Mägdlein finde, das so sonnengoldenes Haar hat und so lieblich ist wie du, so weiß ich, es ist deine Tochter."

„Aber mein Haar ist doch weiß geworden, weil ich mich grämte", sagte die Königin.

Doch Walter sprach:

„Ich sehe es so golden wie sonst."

„Mein Gesicht ist doch bleich geworden vor Schmerz."

„Mir bist du noch so schön wie sonst."

„Weil du ein Dichter bist, nicht wahr?"

„Nein, weil ich dich lieb habe!" sagte Walter.

Da küßte die Königin ihn auf die Stirn und sagte:

„So zieh mit Gott, mein Sohn!"

Und sie schenkte ihm schöne Kleider und das beste Roß aus dem Stall.

Und als er ritt durch den grünen Wald, da fragte er die Bäume:

„Sagt, finde ich das Königstöchterlein?"

„Suche nur!" rauschten die Bäume.

Da fragte er die Vögel:

„Sagt, finde ich das Königstöchterlein?"

„Suche nur, wer weiß!" zwitscherten sie.

Da fragte er den Bach.

„Suche nur! Immer meinen Wellen nach!" plätscherte er.

Und er ging den Wellen nach und kam an eine dunkle Hütte. Er ging hinein, und da war eine alte Frau. Er fragte sie:

„Hast du nichts gehört von der Prinzessin mit dem goldenen Haar?"

„Warte ein wenig!" sagte die alte Frau und nahm eine braune Wurzel aus einem goldenen Kästchen und ging in ein anderes Zimmer. Da sah er durch den Türspalt

etwas Goldiges vorbeihuschen. Schnell lief er hin und riß die Tür auf; aber er sah nur einen goldgelben Kanarienvogel, der saß auf dem Boden und ließ traurig seinen Kopf hängen.

Und weiter ritt er und suchte und forschte, Land aus und Land ein, und er sang den Leuten schöne Lieder vor, und alle sahen ihn gern kommen.

Und es wurde Winter und wieder Frühling und wieder Winter; da dachte Walter:

„Der Winterkönig ist ein großer Zauberer. Ob er wohl die Prinzessin verzaubert hat?"

Und er drehte der Sonne den Rücken und ritt immer weiter. Da kam er zu dem Berg, auf dem das Schloß des Winterkönigs lag. Und als er hinaufging, ward es immer kälter, und sein Rößlein ward immer steifer und matter. Da sagte er zu ihm:

„Geh hinunter und warte auf der Wiese auf mich!"

Dann ging er zu Fuß weiter und sah zu beiden Seiten Menschen stehen, die waren starr und steif und mit Eis umgeben; aber die Prinzessin sah er nicht darunter.

Und je höher er stieg, desto dicker ward die Eisrinde, welche um die armen Menschen gefroren war.

Und er stieg höher und höher, dahin, wo keine verzauberten Menschen mehr standen, und sah oben den Eiskönig auf einem Throne sitzen.

Da rief er ihm hinauf:

„Weißt du nichts von der Prinzessin mit dem goldenen Haar?"

Der Winterkönig lachte und dachte:

„Den habe ich weit genug. Aber es wird schwer halten; denn er ist ein frisches, gesundes Blut." Und er schickte ihm eine eisige Kälte entgegen, und Walter wurde immer müder und starrer.

Aber auf einmal reckte er sich, setzte sich mit aller Kraft dem bösen Zauber des Eiskönigs entgegen und ging eilig zurück, den Berg hinunter.

Auf der Wiese fand er sein treues Rößlein und sagte zu ihm:

„Wir reisen jetzt zur Sonnenkönigin."

Da ritt das kluge Tier mit ihm davon — schnell wie der Wind —, der Sonne entgegen.

Und Walter ritt den Berg hinauf, auf dem die Sonnenkönigin thronte. Die sah ihm mit lieben, hellen Augen entgegen. Und das Herz wurde ihm warm, und er sang ihr seine schönsten Lieder.

Da fragte die Sonnenkönigin:

„Wo kommst du her, lieber Sänger?"

Und Walter antwortete:

„Ich komme vom Winterkönig. Liebe Königin, kannst du nicht mit deinen warmen Strahlen die Menschen erlösen, die auf dem Berge stehen?"

„Die sind an ihrem Unglück selbst schuld", sagte die Königin. „Das sind die hartherzigen Menschen, die nur an sich selbst denken. Nur über sie hat der Winterkönig Gewalt, und sie frieren zu, bis tief ins Herz. Aber warte nur ein wenig; gleich wird's Frühling, und dann gelingt es mir immer, einige aufzutauen."

Und nun schickte sie die Strahlen mit voller Kraft auf den Berg des Winterkönigs und taute so viele Menschen auf, wie noch in keinem Jahr, so daß es sogar dem Winterkönig auf seinem Thron warm wurde.

Nur bei den Menschen oben in der Höhe konnte sie nichts ausrichten; das waren die Geizhälse, die waren für immer vereist.

Aber der goldene Sonnenzauber erinnerte Walter wieder an sein Versprechen, und er fragte die Sonnenkönigin:

„Weißt du nichts von dem Königskind mit dem sonnengoldenen Haar?"

„Nein", sagte die Königin.

„So muß ich weitersuchen", sprach Walter.

Da wurde die Königin traurig und sagte:

„Ich hatte dich bitten wollen, immer hier zu bleiben, junger Sänger. Warum mußt du denn fort?"

Und Walter erzählte alles, und die Königin sagte:

„Ja, dann mußt du gehen!"

Da fragte Walter:

„Was soll ich denn noch beginnen?"

Und die Sonnenkönigin antwortete:

„Hat nicht das Bächlein gesagt: „Immer meinen Wellen nach“? Hast du auch am Bächlein gut gesucht? Geh noch einmal hin!“

„Ich will es tun“, sagte Walter.

Und die Königin sagte:

„Hast du nicht in der dunklen Hütte etwas Goldiges gesehen? Geh noch einmal hin!“

„Ja, ich gehe. Ade, liebe Königin!“

Und langsam und traurig ritt er seiner Heimat zu.

Und als er zu der dunklen Hütte kam, sah ihn die alte Frau und dachte:

„Der ist stark. Ich will ihn in ein Pferd verwandeln, das wird mir auf dem Acker gute Dienste leisten. Aber es wird schwer halten; denn er ist ein frisches, gesundes Blut. Ich muß mir dazu eine frische Alraunwurzel im Walde suchen; denn die alte ist nicht mehr stark genug.“

Und als Walter einkehrte, setzte sie ihm die besten Speisen und Getränke vor und bat ihn, zu warten, bis sie wiederkäme.

Da saß in der Ecke wieder das goldgelbe Vögelchen und sah ihn traurig an. Und immer mußte Walter an das Königskind denken, und leise sang er das Liedchen vom Erlenbaum vor sich hin, das die beiden Kinder so gern gehabt hatten.

Da auf einmal pfiff das Vöglein die Melodie leise mit.

Und Walter hörte auf zu singen, und das Vöglein pfiff traurig die Melodie weiter.

Da ging Walter zu ihm hin und sprach:

„Du bist wohl kein Vöglein, du bist wohl ein verzaubert Menschenkind?“

Und das Vöglein nickte mit dem Kopf.

Da fragte Walter:

„Woher kennst du denn das Lied?“ —

Auf einmal kam eine Freude über ihn, und er fragte:

„So bist du wohl das goldhaarige Königstöchterlein?“

„Tü, tü!“ machte das Vöglein, und Walter verstand es, „Ja, ja!“

„So zeige mir“, sprach Walter, „wie ich dich erlösen kann!“

Da schlüpfte das Vöglein in eine Lade, holte ein goldenes Schlüsselchen heraus und

König Krokus und die Waldnymphe.

legte es auf ein goldenes Käſtchen. Walter ſchloß das Käſtchen auf, und es lag die Alraunwurzel darin.

„Tü — ü, tütü!“ — Ins Feuer damit! flötete das Vöglein.

Und Walter nahm die Wurzel und warf ſie ins Herdfeuer. Und als das letzte Reſtchen verbrannt war, da ſtand die Prinzeſſin vor ihm, lieblich, wie er nie ein Mägdlein geſehen. Da erzählte ſie ihm, wie ſie für die böſe Hexe alle Arbeit habe tun müſſen. Wenn aber jemand gekommen ſei, habe die Alte ſie mit der Alraunwurzel berührt und in ein Vöglein verwandelt.

Nun gingen ſie Hand in Hand aus der unheimlichen Hütte, ſetzten ſich draußen unter die alten Bäume, und er erzählte ihr von der Mutter und von ſeinem treuen Suchen.

Auf einmal ſahen ſie ſich von vielen Menſchen umringt, die alle mit erlöſt waren; denn die Hexe hatte ſie vorher als Tiere in ihren Ställen gehabt. Und alle dankten Walter und folgten ihm, als er die Prinzeſſin auf das Roß geſetzt hatte und dem Schloſſe zuritt.

Unterwegs nahm Walter ſeinen alten Vater mit, der wußte ſich nicht zu faſſen vor Freude.

Und die Königin ſagte:

„Kein Prinz hat gekonnt, was du getan haſt. Darum wüßte ich keinen beſſeren König als dich. Wenn's mein Töchterlein zufrieden iſt, ſollſt du ſie heiraten.“

Und die Prinzeſſin war's zufrieden, und es gab eine große Hochzeit, und die Königin ward vor lauter Freude wieder ganz jung. Die alte Hexe aber ſtarb vor Schrecken, als ſie nach Hauſe kam und ſich den Schaden beſah.

* * *

„Wo aber iſt denn das alles geſchehen?“

„Im Märchenland, liebe Kinder.“

„Wo iſt denn das Märchenland?“

„Das darf ich euch jetzt nicht ſagen. Wenn ihr aber einmal groß ſeid, wißt ihr von ſelbſt, wo das Märchenland iſt.“

J. A.

# Der geſtiefelte Kater.

# Der Herr Nachbar.

## Volkslied.

Lieber Nachbar, ach, leiht mir
Doch Eure Latern!
Es ist ja so finster und leuchtet kein Stern.
Mein Schäflein verlor heut'
Im Felde der Hirt,
Drum muß ich doch sehen,
Wo sich's hat verirrt.

Lieber Nachbar, ach, leiht mir
Doch Eure Latern!
Sind die Gläser auch schmutzig,
Ich putz' sie Euch gern.

Und fehlt eine Scheibe,
So ſchadet das nicht,
Ich halte den Hut vor,
So brennt doch das Licht.

Lieber Nachbar, ich werde
Recht dankbar Euch ſein,
Bald ſcher' ich meinem Schäflein
Die Wolle ſo fein.
Dann ſtrickt Euch mein Fränzchen
Eine Zipfelmütz' draus,
Daß Ihr Euch nicht erkältet,
Schaut zum Fenſter Ihr raus.

# Hans, der Träumer.

Im Mittelalter hatte das Handwerk, mehr als heute, einen goldenen Boden, und die ihm angehörten, waren meist hochgeachtete und vermögende Leute. Damals wohnte in Nürnberg ein geschickter Schneider. Er hatte gern Gesellschaft bei seiner Arbeit, darum ging er von Haus zu Haus, um zu nähen, und jeder sah ihn gern kommen; denn er hatte viel erlebt und wußte gut zu erzählen, auch schöne Märchen und Geschichten zu erfinden.

Die Tochter eines Kaufmanns, ein schönes, stilles Mädchen, hörte ihm besonders gern zu. Sie hätte ihn immer so hören mögen, und er mochte eine so aufmerksame Zuhörerin wohl gern stets um sich haben.

Und als er sie fragt: „Willst du meine Frau werden?" sagte sie: „Ja!"

Die beiden bekamen ein Söhnlein, das sie Hans nannten, und als es heranwuchs, ward es so schweigsam wie seine Mutter. Aber in seinem Köpfchen lebten ebenso schöne Märchen und Geschichten, wie sie der Vater erzählen konnte. Immer waren seine Gedanken auf Reisen, so daß er nicht hörte und sah, was um ihn herum vorging. Er vergaß und versäumte stets allerlei, und bald hieß er überall nur „Hans, der Träumer".

Er wuchs zu einem schönen und klugen Jüngling heran, so daß der Vater oft sagte: „Junge, du könntest dein Glück machen, wenn du nicht immer in den Wolken wärst."

Gern war er bei einem alten Sterndeuter, der auch die Kunst, Gold zu machen, suchte. Es glaubten nämlich im Mittelalter manche, sie seien auf dem Wege, diese Kunst zu finden. Darin täuschten sie sich. Aber sie machten bei ihren Versuchen oft durch Zufall andere wichtige und nützliche Erfindungen. Hans lernte von diesem Sterndeuter allerlei Säuren und andere Flüssigkeiten bereiten; doch wußte er auch damit nichts anzufangen; darum nannte der Vater seine Künste brotlos.

Schließlich hatte der tätige Mann keine Lust mehr, sich über seinen verträumten Jungen zu ärgern. Darum sagte er:

„Bei dir wäre mein schwer erarbeitetes Vermögen in schlechten Händen. Du hast's zu gut; darum wird nichts aus dir. Verstand hast du genug. Gehe in die Welt und suche dein Glück, und komm nicht heim, ehe du etwas Ordentliches geworden bist."

So ging Hans aus seiner Heimatstadt — zuerst bekannte, dann unbekannte Wege. Nach vielen Tagen kam er an einen Kreuzweg. Da stand er still und überlegte. Und er bedachte sich drei Stunden lang und ging endlich geradeaus.

Da kam er durch ein Tor, das reich mit Erkern und Türmchen verziert war, in eine schmucke, kleine Stadt. Da standen die Bürger in Gruppen zusammen und sprachen erregt miteinander, und würdige Männer mit langen, weißen Perücken gingen umher und schüttelten die weißen Häupter.

Im Gasthaus fragte Hans, was denn vorgegangen sei, und der Wirt erzählte ihm:

Vor einigen Jahren zog ein fahrender Spielmann, krank und hinfällig, ins Städtchen ein. Auf dem Markte brach er zusammen und ward von zwei alten Leutchen ins Haus genommen und gesund gepflegt. Das ganze Städtchen nahm Anteil und jeder wollte ihm Liebes tun. Und als er gesund wurde, ließ er seine Geige klingen, daß ihr Gesang über den Marktplatz und die stillen Straßen klang und jeder sich freute.

Als der Spielmann Abschied nahm, sagte er zu den alten Leuten:

„Ich hätte euch und allen im Städtchen noch gern ein Geschenk hinterlassen; doch habe ich nicht ganz erreicht, was ich wollte. Als ich mein Krankenlager verlassen hatte und wieder kleine Spaziergänge machen konnte, freute ich mich oft an den schön gemeißelten Steinen, die der Außenwand des Rathauses eingemauert sind. Als ich den einen — es war ein Drache darauf — genau besah und befühlte, merkte ich, daß er sich gelockert habe. Ich hob ihn heraus und fand hinter ihm dies Pergamentblatt. Könnte man es ganz entziffern, so würde es der Stadt von großem Nutzen sein. Wie sehr entbehrt ihr alle gutes Trinkwasser, und dies Dokument könnte euch helfen, eine Quelle zu entdecken."

Mit einem herzlichen: „Auf Wiedersehn!" schied der Geiger und ließ den beiden Alten das Dokument. Es stand darauf:

Die gefangene Prinzessin.

„In der — — — — ist
eine Wünschelrute verborgen, die
eine Quelle mit gutem Wasser
finden hilft. Nur drei Jahre
nach Auffinden dieses Pergaments
behält die Rute ihre Kraft."

Die Worte, welche anzeigen sollten, wo die Wünschelrute lag, waren erloschen. Eifrig begannen die Bewohner des Städtchens nach der Rute zu suchen; jedoch vergeblich. Der Bürgermeister ließ weise und gelehrte Männer kommen; doch auch sie wußten nicht zu helfen. Das Städtchen bot dem, der die Rute finden werde, ein Vermögen; es half nichts. Viele suchten, niemand fand etwas. Vor einer Stunde war die Frist abgelaufen. Wenn man jetzt wirklich die Rute noch fand, sie würde keine Kraft mehr haben.

So erzählte man unserm Hans im Gasthause. Er bat, das Pergament einmal sehen zu dürfen. Der Wirt führte den schönen, gut gekleideten Jüngling, den er für einen vornehmen Herrn hielt, zum Bürgermeister.

Der zeigte ihm nun das wertlos gewordene Blatt. Hans nahm ein Fläschchen aus der Tasche, goß eine Flüssigkeit, welche die erloschene Schrift wieder sichtbar machen konnte, auf die leere Stelle — und sieh, es erschienen die Worte:

„In der Drachenhöhle unter einem schwarzen Steine."

Nun wurde nachgesucht und die Rute fand sich; doch ihre Kraft war seit einigen Stunden dahin. Hans hatte ein Vermögen versäumt und verträumt, als er drei Stunden am Kreuzweg zögerte.

„Ach," dachte Hans, „kommt das Glück heute nicht, so kommt's morgen. Wie oft kann's mir noch begegnen."

Und er ging vergnügt die Straße entlang und dachte sich Abenteuer aus. Es hätte kommen mögen, was da wollte; in ihm hätte es seinen Mann gefunden; denn er war ja klug, tapfer und stark.

Endlich legte er sich in einem Wäldchen zum Ausruhen nieder und träumte mit offnen Augen in den Mondschein. Er träumte sich ein Märchen von einer Prinzessin, die

ein plumper Riese gefangen hielt. Die wollte er retten. Dann würde sie ihm ihre Hand reichen und sagen:

„Komm, Hans, du sollst König sein!"

Da drang ein fernes Klirren an sein Ohr, und es war ihm, als zeige ihm die Prinzessin ihre gefesselten Hände, an denen die Ketten klirrten.

Nicht lange, da kam ein alter Mann vorbei, sah ihn und sagte:

„Da liegt nun der junge Mann und träumt, und in der Nähe sind Menschen in Lebensgefahr."

Da sprang Hans auf und fragte was geschehen sei, und der alte Mann erzählte:

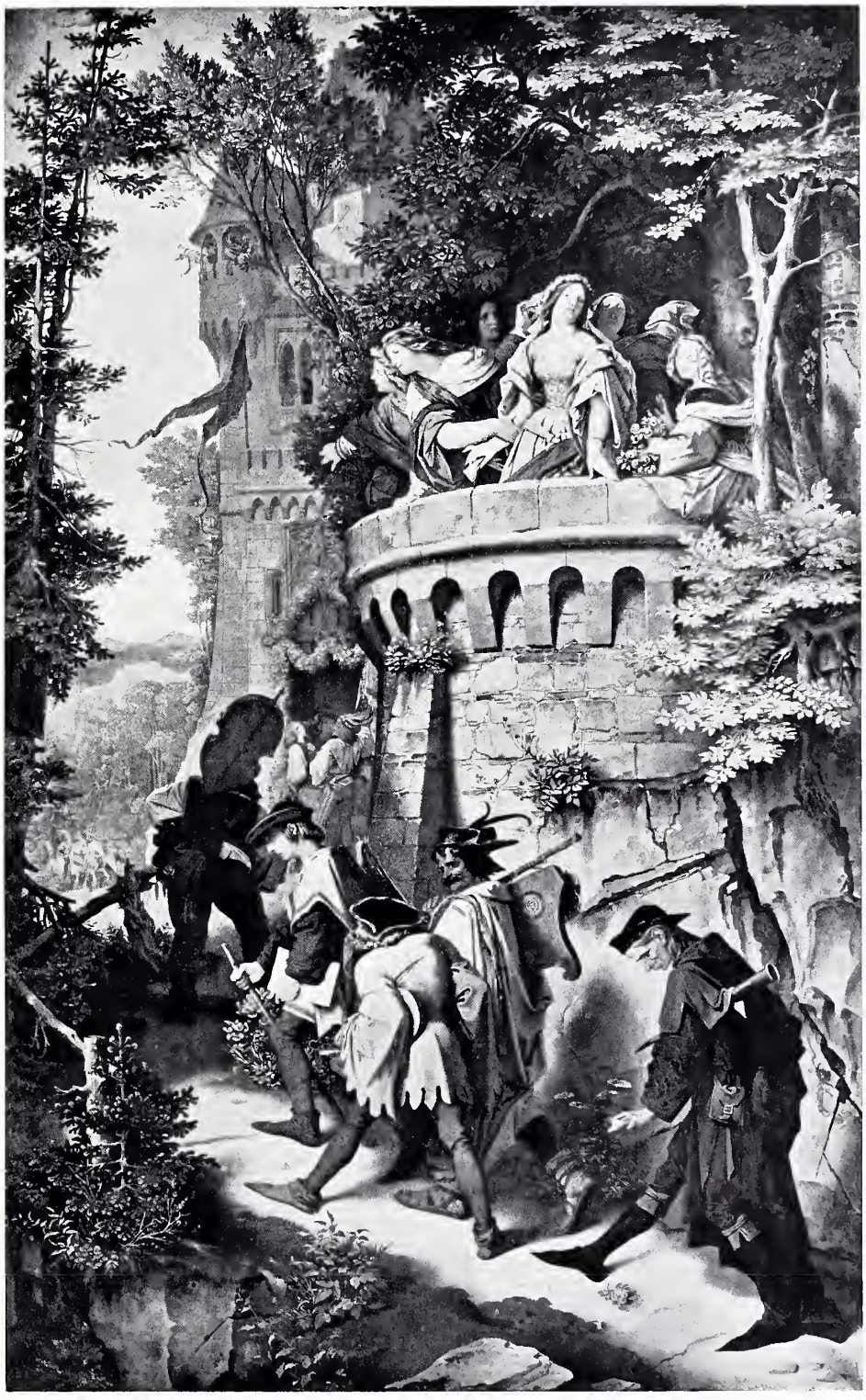
„Der Kaiser und seine Tochter fuhren des Weges und wurden von Räubern überfallen. Und sicherlich hätten sie ihr Leben lassen müssen, wenn nicht zufällig der Schmiedegeselle aus dem nächsten Dorfe von weitem angekommen wäre. Er wollte einem Ritter den ausgebesserten Brustharnisch auf die Burg bringen und hatte das Waffenstück angelegt, um es bequemer tragen zu können. Der Harnisch blitzte in der Sonne, und die Räuber glaubten, es käme ein Gewappneter und nahmen Reißaus."

Kaum hatte Hans auf die Erzählung gehört. Er eilte fort, in dem Gefühl, es könne noch Hilfe nötig sein. Nun kam er gerade hinzu, als der Kaiser dem Schlossergesellen, der, ganz zufällig und ohne eine Hand zu rühren, Hilfe gebracht hatte, den Ritterschlag gab. Und er sah, wie der König ihn zu sich einsteigen ließ und mit ihm davonfuhr.

Und Hans hätte wirklich geholfen. Er hätte ohne langes Besinnen die Bedrängten aus der Gefahr herausgehauen, wenn er eher zur Stelle gewesen und nicht so lange gesäumt und von der Prinzessin geträumt hätte. Nun hätte er eine wahre Prinzessin erretten können und wäre jetzt ein Ritter. Und ihm hätte das viel besser angestanden, als dem schüchternen, schwächlichen Schlossergesellen.

Und nachdenklich ging er weiter, immer noch sich tröstend: „Kommt's heut' nicht, kommt's morgen."

So begegnete er einem alten Ritter, der ihn in seinen Dienst nahm. Mit besonderer Freude war er dem feinen, sanften Ritterfräulein zu Diensten, und auch sie hatte für Hans stets freundliches Wohlwollen.



Die Rose.

„Wäre ich nur Ritter", dachte Hans, „und wäre ich reich, so könnte ich um sie werben."

Und oft dachte er sich als Ritter — er hätte ja ein solcher sein können — und als Bräutigam der schönen Ilse.

Und als nun ein Ritter kam und sie heimführte, war's ihm ein großer Schmerz. Nun konnte er's nicht über sich bringen, länger bei dem alten Herrn zu bleiben, und er zog wieder in die Welt hinaus. Seine frische Kraft und sein Mut schwanden; er träumte mehr als je in sich hinein; doch sah er nicht so sonnige Märchen und strahlende Bilder wie früher; was ihn bewegte, war dumpf und traurig.

So wurde er älter ehe er's merkte, und manche Falte durchzog sein Gesicht. Er schloß sich einem fahrenden Musikervölkchen an und half bei Tanz und Hochzeit aufspielen; doch schien er nirgendwo recht hinzupassen, und wenn seine Kameraden sich vergnügten, ging er abseits.

Einst waren die Musikanten auf eine glänzende Burg bestellt. Der Bräutigam mit Roß und Troß zog aus dem Walde zur Burg, und auf dem Balkon stand die Braut, umgeben von schönen Frauen, während die Musikanten durch ein Seitentor in die Burg zogen.

Hans ging wieder, langsam und in sich gekehrt, als letzter in der Reihe. Scherzend warf eine der Damen eine Rose vor ihm nieder. Er schaute auf — die Dame glich dem Fräulein Ilse. Er schaute hinab auf die Rose. Sollte er sie aufheben? — War sie zum Scherz, war sie zum Spott geworfen worden? — Ja, hätte er zugegriffen in seinem Leben, hätte er das Glück erfaßt, das sich ihm so manchmal geboten, dann wäre er jetzt kein armer Musikant, sondern gehörte in den leuchtenden Kreis der Ritter und Damen, und die Rose wäre kein loser Spott gewesen.

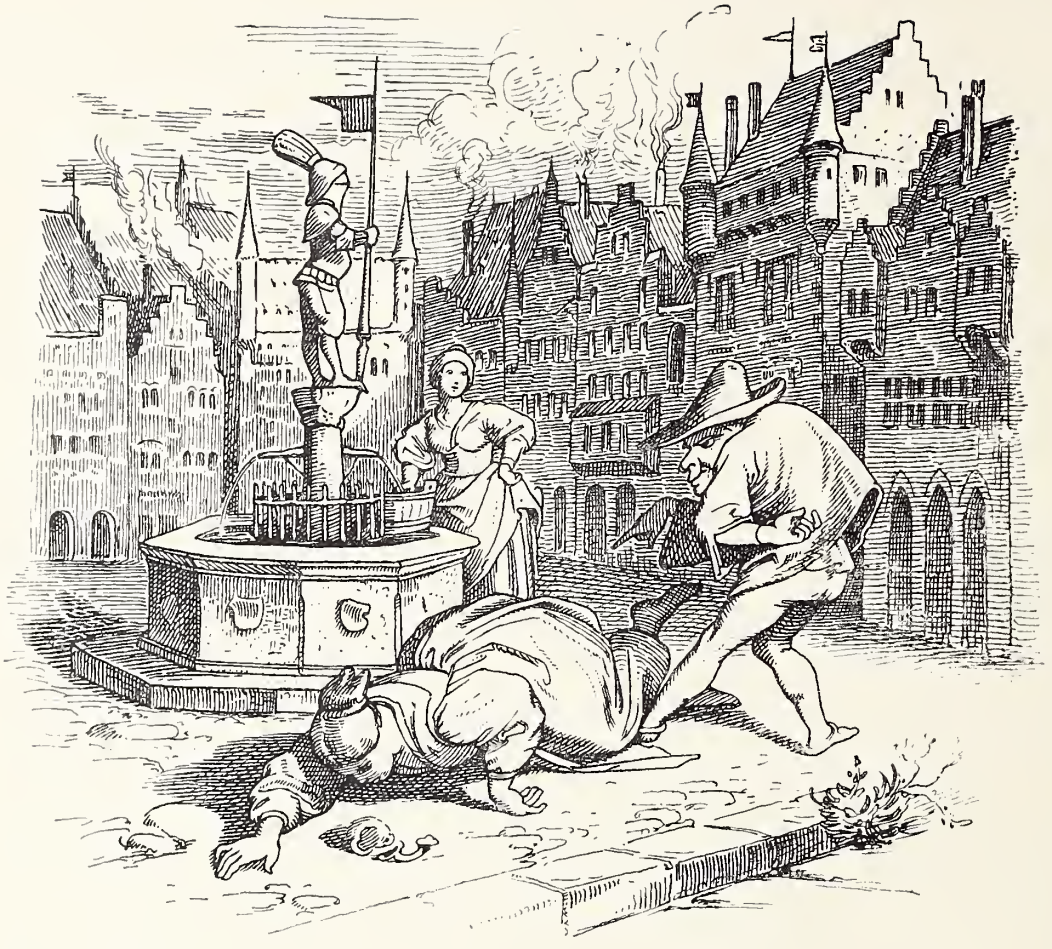
So stand er, über die Rose gebeugt, mit spitzem Finger, als wollte er sie aufheben, — und auf einmal kam's wie ein Erwachen über den Träumer. Er überblickte sein Leben, und zwei Worte kamen ihm mit Erschrecken zum Bewußtsein:

Versäumt — verträumt!

Und nun war er alt!

Und er ließ die Rose liegen und ging, wie unter einer Last gebeugt, den andern nach.

J. A.



# Das bucklig Männlein.

## Volkslied.

Will ich in mein Gärtchen gehn,
Will meine Zwiebeln gießen,
Steht ein bucklig Männlein da,
Fängt als an, zu nießen.

Will ich in mein Küchel gehn,
Will mein Süpplein kochen;
Steht ein bucklig Männlein da,
Hat mein Töpflein brochen.

Will ich dann zum Hafner gehn,
Mir ein andres kaufen,
Steht ein bucklig Männlein da,
Schmeißt mich übern Haufen.

Will ich in mein Stüblein gehn,
Mir mein Müslein eſſen,
Steht ein bucklig Männlein da,
Hat's ſchon halber 'geſſen.

Will ich auf mein Boden gehn,
Mir ein Hölzlein holen,
Steht ein bucklig Männlein da,
Hat's mir halber ſtohlen.

Will ich in mein Keller gehn,
Mir mein Weinlein zapfen,
Steht ein bucklig Männlein da,
Tut mir 'n Krug wegſchnappen.

Setz ich mich ans Rädlein hin,
Will mein Fädlein drehen,
Steht ein bucklig Männlein da,
Läßt mir's Rad nicht gehen.

Geh' ich in mein Kämmerlein,
Will mein Bettlein machen,
Steht ein bucklig Männlein da,
Fängt als an zu lachen.

Will ich an mein Bänklein knieen,
Will ein bißchen beten,
Steht ein bucklig Männlein da,
Fängt als an zu reden:

„Liebes Kind, ach, bitt',
Bet' fürs bucklig Männlein mit."

# Das Rosenwunder.

Von dichtem, dunklem Laub umkränzet lag
Die Wartburg da. Die Erker und die Türme,
Sie standen klar in sonnig blauer Luft.
Das Hifthorn klang so fröhlich aus den Wäldern.

Der alte Gärtner, dem des Fürsten Gnade
Des Amtes Bürde längst schon hat erleichtert,
Rieb sich die Hände ob der Morgenkühle.
— Da kam die Fürstin aus dem hohen Schloß.
Ihr Auge strahlt', als wohne tiefer Friede
In ihrer Seele.
„Nun, mein lieber Alter,
So tätig immer? Mahnen deine Jahre
Noch nicht zur Ruh? — Wir gönnen dir sie gern."
„Wenn ich die Fürstin also tätig seh,"
So sprach der alte Mann,
„Will ich nicht feiern.
Man sagt doch, daß den kranken Frauen drunten
Die Arbeit Ihr verrichtet. Mit den schönen,
Den zarten Händen schafft im Haus Ihr Ordnung,
Obwohl die schwere Pflege Euch ermüdet.
Da darf ich meiner kleinen, lieben Pflicht
Gewißlich nicht vergessen, muß der Blumen,
Die an den Erkern blühn, getreulich warten,

Und muß die losen Ranken aufwärts binden."
Und heiter sprach sie:
„Beide warten wir
Der Blumen; du zum Schmuck der Wartburg — ich
Der Gottesblumen, die den Himmelsgarten
Einst zieren sollen. Beide wollen wir
In Treuen tun was unsres Amtes ist;
Ich mit den frischen, jungen Kräften — du
Mit deines Alters ganzer Sorgsamkeit."
Und rüstig schritt sie durch die herbe Luft
Den Berg hinab. Im Mantel trug sie Gaben
Für ihre Armen; und in tiefem Sinnen
Vernahm sie nicht, wie Hufschlag langsam nahte.
Von früher Jagd kam Ludwig, ihr Gemahl,
Und eben dacht' er des Gesprächs, das letzthin
Mit seiner Mutter er geführt.
„Es trägt",
So sagte sie,
„Dein Weib noch zu den Armen
Dein ganzes Gut."
„So laßt sie!" hatte er
Darauf erwidert.
„Laßt doch meine Else,
Solang' sie unsre Wartburg nur nicht wegträgt."
Und dennoch war ein Stachel ihm geblieben.
„Sie liebt die Armen mehr als mich!" so sprach es
In ihm.
Da sah Elisabeth er stehn,
Die vorher noch der Haselbusch verdeckte,

Das Rosenwunder.

Und leiſer Unmut trübte ſeine Züge.
„Was trägſt du in dem Mantel?“
ſagte er
Nicht eben freundlich.
Und ſie blickte auf
Zu ihm, und eine Welt vertrau'nder Liebe
Lag in dem Blick.
„Du wirſt nicht zürnen!“ ſchien er
Zu ſagen. „Mir und dir iſt ja das Wohltun
Ein ſchöner Glück, als Reichtum zu genießen.“
Und wortlos öffnet ſie des Mantels Falten.
Da ſtieg ein köſtlich Duften zu ihr auf.
Und Ludwigs Antlitz ſah ſie ſich verändern
Zu ehrfurchtsvoller Weichheit.
Und er langte
In ihren Mantel. Roſen hob er auf
Und wieder Roſen; Zweige, ſchwer von Blüten.
Und angeſichts des Wunders fanden ſie
Nicht Worte. Ihre Blicke ſprachen nur,
Verſprachen ſich, im Wohltun nie zu raſten.
Und nieder ſtieg die hohe, heil'ge Frau,
Und Ludwig überließ ſein Roß dem Diener,
Und ehrfurchtsvoll geleitet' er ſein Weib
Hinunter in der Armut niedre Hütten.

J. A.

# Die Waldmühle.

## Volkslied.

Frau Müllrin geht in den Wald hinaus,
Unter die Eichen und Buchen,
Die alte Geiß zu ſuchen
Und kommt ſo lange nicht nach Haus.
Was iſt ihr geſchehen?
Hat ſie wohl ein Zwerg ertappt?
Oder hat's der Wolf erſchnappt?
Will do nach ihr ſehen!

Müller ſucht im ganzen Wald,
Guckt in jeden Felſenſpalt,
Hat ſie nimmer g'funden,
Glaub', ſie iſt verſchwunden.

Wie ſieht's nun in der Mühle aus?
Da ſchaun die Mäuſe zum Fenſter 'naus.
Der Storch, der kocht die Suppen,
Die Katzen kehren die Stuben aus,
Die Ratzen tragen den Kehricht 'naus,
Der Hund, der ſchlägt die Trommel.

Sitzt der Müller unterm Dach,
Hat ſich faſt zu Tod gelacht.
Steht der Gockel auf dem Haus,
Kräht in grünen Wald hinaus.
Weißt du, wie?
„Kikeriki!"

# Vom Aschenbrödel.

Euch allen ist das Märchen vom Aschenbrödel bekannt, ich brauche es euch daher nicht zu erzählen. Aber zwei Bilder will ich euch doch zeigen und euch helfen, sie genau zu betrachten, damit ihr rechte Freude daran haben könnt.

Ihr wißt, daß die Fee dem Aschenbrödel schöne Kleider geschenkt hat, damit es, gleich den Schwestern, zum Balle gehen könne, auf dem der Königssohn sich die Frau aussuchen will.

Auf dem ersten Bilde erscheint Aschenbrödel im Saale. Die Fee — wir sehen sie gerade noch entschweben — hat das bescheidene Mädchen gleich in die Mitte des Saales zwischen die beiden Schwestern gestellt. Bis jetzt waren die Schwestern die Schönsten gewesen, und der Prinz hielt sich stets in ihrer Nähe auf. Da steht Aschenbrödel auf einmal vor ihm, und ganz überrascht sinkt er vor ihr aufs Knie. Er sieht in ihrem Gesicht mehr als in dem der stolzen Schwestern; denn Aschenbrödel ist nicht nur schön, sondern auch herzensgut, und das spiegeln die klaren Augen wieder.

Aschenbrödel ist ganz erschreckt und weiß nicht wie ihr geschieht. Sie wagt es kaum, dem Prinzen die Hand zu geben, und versucht, einige Schritte zurückzuweichen, doch gelingt es ihr nicht, da die staunende Menge ihr schon nachgedrängt ist und hinter ihr wie eine Mauer steht.

So muß Aschenbrödel denn stehen bleiben, und alles sieht zu ihr hin, wie ihr langsam der Mantel von den Schultern fällt und so das duftige, lange Goldhaar frei wird. Wie ein Königskind sieht sie aus mit dem goldenen Krönlein auf dem Kopf.

Die Schwestern zu beiden Seiten sind starr vor Schrecken, und die Stiefmutter macht ein giftiges Gesicht. Auch der König und die Königin auf dem Throne sind aufmerksam

Aschenbrödel betritt den Tanzsaal.

geworden. Der König ist aufgestanden und will zu ihr hingehen, aber noch hält ihn die Königin zurück. Man sieht, sie wundert sich, freut sich aber zugleich.

Hinter dem Prinzen steht sein alter Lehrer. Vor lauter Staunen steht ihm der Mund weit offen. Da springt auch noch der Hofnarr mit der Schellenkappe dem alten Herrn auf die Schulter, weil der lustige kleine Mann gern besser sehen möchte.

Seht nur, wie wunderschön der Saal ausgestattet ist, wie sich über den zierlichen Säulen die Bogen wölben! Die Kronleuchter sind mit Früchten und Blumen umwunden, und über dem Thron hängt eine schwere Guirlande, in der Mitte dick, nach den Seiten hin dünner werdend und in Bänder auslaufend, an denen wieder Bündel von Blumen und Früchten hängen. Auf einem Balkon oberhalb des Thrones blasen Musikanten fröhliche Tanzweisen, und die kleinen, geflügelten Diener der Fee schweben vergnügt durch den Saal; denn sie freuen sich, daß Aschenbrödel allen so gut gefällt.

Und nun das zweite Bild. Aschenbrödel hatte bei ihrer eiligen Flucht das Schühchen zurückgelassen, und der Prinz will das verschwundene schöne Kind durch das Pantöffelchen wiederfinden; denn er sagt sich:

„Keiner anderen wird der Schuh passen; denn niemand sonst hat ein so kleines, feines Füßchen."

Ihr seht auf dem Bilde, wie ein großer Zug vom Königsschlosse ausgeht, um Aschenbrödel zu suchen. Voran ein Reiter mit reichgeschmücktem Schilde, auf dem zu lesen ist:

„Die Schönste ist entflohen,
Nichts blieb von ihr zurück,
Als ihrer holden Füße Maß,
Ihr Schuh. Versuch' ihn jede.
Die ihn als den eigenen trägt,
Die sei des Landes und der
Herzen Königin.

Zu beiden Seiten der Reiter blasen Ausrufer in ihre Trompeten. Dann folgen Musikanten, und hinter ihnen wird ein Thronhimmel getragen, der für den Prinzen bestimmt ist.

Eben bewegt sich der Zug die große Schloßtreppe hinunter, und der König und die

Königin sehen von der Terrasse aus zu. Die Mädchen sollen auf Befehl des Königs aus den Häusern kommen, um nach der Reihe das Pantöffelchen anzuprobieren. Ein Knabe trägt es auf einem mit einer reichgestickten Decke überhangenen Kissen.

Nicht weit braucht man zu suchen. In einem vornehmen Hause in der Nähe des Schlosses wohnt Aschenbrödels Vater. Ihr seht ihn oben auf dem Balkon, wie er sich niederbeugt und ganz erstaunt in das Treiben schaut. Ja, was er da sieht, muß ihn wohl wundernehmen. Die beiden schönen Stieftöchter haben schon wohl oder übel den Schuh als zu eng befunden. Nun steht Aschenbrödel zwischen den Säulen des Eingangs in ihrem einfachen Hauskleidchen, ein Tuch über dem goldenen Haar, das dennoch aus der Hülle quillt und schwer auf die Schulter fällt. Mit Leichtigkeit hat sie den Schuh über das Füßchen gestreift, das sie eben aus der Hand sinken läßt. Wie ruhig und bescheiden sie dasteht! Sie ist doch viel lieblicher als die beiden stolzen Schwestern, und der Prinz hat auch nur Augen für sie. Er hat nicht warten können bis der Thronhimmel vor dem Hause ankam, sondern ist nach vorn geeilt und steht nun mitten in der Menge.

Neben dem Eingang schwingt der Hausknecht, der stets des verlassenen Kindes Beschützer war, jubelnd seine Mütze. Der alte Lehrer des Prinzen ist vor lauter Verwunderung fast in die Knie gesunken, und der Hofnarr legt ihm den Arm um die Schulter und schaut zum Aschenbrödel auf. Vor Freude kann er nicht ruhig auf seinen Füßen stehen. Oben auf dem Balkon aber greift die böse Stiefmutter nach dem Rocke ihres Mannes; denn es faßt sie ein Schwindel, so daß sie sich halten muß. Die Tauben aber, die dem Kinde so treulich geholfen haben, umschwirren es und nehmen Teil an der Freude.

Wie schön der prächtige Aufzug geschmückter Menschen zu dem herrlichen Schloß und den anderen prächtigen Gebäuden paßt! Überall Säulen, Bogen, breite Treppen und Statuen. — Und hinter dem Schloß steht ein Turm. Habt ihr einen ähnlichen nicht schon auf anderen Bildern gesehen? Gewiß fällt euch gleich der schiefe Turm von Pisa ein; aber hier ist er gerade gestellt.

Und nun seht euch recht tief hinein in die beiden märchenschönen Bilder, bis ihr glaubt, selbst dabei zu sein. Dann werdet ihr noch viel mehr sehen, als ich euch jetzt erzählt habe; mehr, als man überhaupt erzählen kann. J. A.

Aschenbrödel probiert den Schuh.

# Schnecken.

Wenn die Schnecken
Sich verſtecken,
In ihrem Häuslein hocken,
Mußt du, Büblein, alſo locken:

Schneck, ſtreck die Hörner raus!
Oder ich ſchlag dir ein Loch ins Haus,
Oder ich werf' dich in Graben,
Freſſen dich die Raben.
Oder ich werf' dich hinters Haus,
Frißt dich dann die große Maus.

Oder ich werf' dich in Brunnen,
Freſſen dich Kröten und Unken.
Schnell die Hörner raus,
Schneck' im Haus.

Die Schnecke ſpricht:
Ich gehe täglich aus
Und bleib doch ſtets im Haus,
Weil ich es trag' von Ort zu Ort
Beſtändig auf dem Rücken fort.
So iſt's bei uns der Brauch.
Könnt ihr das auch?

# Erzengel Michaels Feder.

## (Nach Mörikes Gedicht.)

Vor vielen hundert Jahren — so erzählt man sich in der Gegend von Heilbronn — hat der Teufel einmal auf dem Michelsberge gestanden, in die blühenden Lande ringsum geschaut und gesagt:

„Hier gefällt es mir! Den Garten will ich für mich selbst pflegen, und niemand soll das Gotteswort hineintragen."

Gott im Himmel aber dachte anders und sandte den heiligen Bonifatius auch in diese Gegend, damit er den göttlichen Weinstock pflanze.

Das brachte den Teufel in Zorn. Er ließ Flammen aus dem Boden schlagen, so daß die ganze Gegend aussah wie die Hölle und ging dann leibhaftig auf den Heiligen zu.

Bonifatius hatte nichts, sich zu wehren. Darum hub er die Hände zum Himmel empor und rief: „Starker Gott, gib mir ein Schwert!"

In demselben Augenblicke schon fuhr der Erzengel Michael herab, trat das Feuer aus, faßte den Teufel beim Kragen, würgte ihn grau und blau, so daß der Böse fast nach Gott geschrien hätte, und warf ihn in die Hölle hinunter.

Bonifatius bedankte sich von Herzen bei dem Engel und hätte gern noch ein wenig mit ihm gesprochen; der aber sagte: „Jetzt habe ich keine Zeit!" und wollte wegfliegen. Bonifatius wollte ihn am Flügel festhalten, aber der Engel machte sich los, und dem Gottesstreiter blieb eine Feder in der Hand, die wie Gold leuchtete.

„Was soll ich nun mit der Feder anfangen?" dachte Bonifatius. Da fiel ihm der Heidentempel auf dem Berge ein, der ihm schon lange ein Dorn im Auge war. Der römische Feldhauptmann Trephon hatte ihn der Mondgöttin Luna zu Ehren bauen lassen. Diesen Tempel nun ließ Bonifatius reinigen und zu einer christlichen Kapelle einrichten, die er dem

Erzengel Michael weihte. Und dem Bilde des Engels, das in der Kapelle aufgestellt war, gab er die goldene Feder in die Hand.

* * *

Nun lebte viele Jahrhunderte später zu Heilbronn ein jüdischer Kaufmann namens Aron, ein weiser, gütiger Mann. Mit seinen Talern hätte man den Markt doppelt pflastern können. Er wandte seinen Reichtum gut an, und mancher Christ erhielt von ihm Speise und Trank. Doch waren damals die Juden inmitten der Christen schlecht gelitten, und Aron hatte darum seiner Frau mitten im Gebirge, nahe beim Michelsberg, ein Schlößchen gebaut.

Doch die gute Frau hatte keine Freude am Leben. Inmitten des Reichtums und der schönen Gegend war sie stets traurig; ihr einziges Kind war ja taubstumm. Das Mädchen wurde überall „die schöne Rahel" genannt. Sie war etwa achtzehn Jahre alt. Schneeweiß war ihre Haut, und die schwarzen Haare ringelten sich über den Rücken.

Oft ritt sie allein durch das stille Tal, und dann sagten die Leute: „Sie sieht aus wie des Sultans Töchterlein." Und wenn ihr Mund auch nicht sprechen konnte, so lachte er doch inniglich, daß jeder es mit Freuden sah.

Eines Tages saß Rahel in der Nähe des Birkenwäldchens und dachte an einen Traum der letzten Nacht. Ein Engel hatte ihr Gottes Willen kundgetan. Sie sollte, hatte er gesagt, die Sprache erhalten, wenn sie dies und jenes tun werde. Was der Engel ihr befohlen hatte, wußte sie nicht mehr, und wenn sie's gewußt, sie hätte es ja keinem Menschen sagen können. Darüber wurde sie sehr traurig und weinte und seufzte laut.

Da kam ein Knabe, den Rahel ins Herz geschlossen hatte, des Wegs daher. Es war das Kind eines Pächters, und es kam gerade aus der Synagoge und hatte Buch und Schreibtafel noch in der Hand. Rahel winkte den Knaben zu sich heran, machte ihm zu ihrer Rechten Platz und zeigte ihm, wie man Kränze flicht; denn es standen der Blümlein viel am Bach. Doch war der Tag recht schwül, und der Knabe nickte und schlief ein.

Da nahm Rahel das Buch des Knaben in die Hand und versuchte, etwas daraus zu verstehen; aber es war ihr nicht möglich. Dann legte sie das Schreibtäflein auf ihren

Erzengel Michaels Feder.

Schoß; doch wußte sie es nicht zu gebrauchen. Wie gern hätte auch sie etwas gelernt; aber wer sollte sie lehren, da sie doch nicht hören konnte.

Und so traurig wurde sie wieder, daß sie die Hände vor das Gesicht schlug und weinte. Im stillen betete sie dabei, fast ohne es selbst zu wissen.

Wie ein Trost zog es ihr da durchs Herz, und sie blickte auf zum Michelsberge. Und sieh — da streicht ein Schwälblein durch die Luft zu ihr hin und hat etwas Goldenes im Schnabel, das blinkt und glitzert in der Sonne wie das Kreuz auf der Kapelle. Und als es näher kommt, legt es schön Rahel eine goldene Feder aufs Knie und fliegt dann auf den nächsten Erlenbaum. Da wird's Rahel so hell; sie weiß auf einmal ihren ganzen Traum. Wie im Traum faßt sie die Feder, und die scheint Leben zu bekommen; denn sie fängt an von selbst zu schreiben in feiner, goldener Hebräerschrift. Rahel konnte zwar nicht lesen was da stand, aber das Herz sagte ihr, daß da die Worte des Engels aus dem Traume auf die Tafel kamen. Der Knabe aber, der gerade noch früh genug wach wurde, um das Wunder zu sehen, las für sich:

„Schön Rahel, Friede sei mit dir!
Der ew'ge Vater grüßt dich hier.
Will lösen deiner Zunge Band,
Auftun dein Ohr mit seiner Hand,
So du mit Vater und Mutter dein
Dem Heiland willst zu eigen sein."

Dann kam das Schwälblein zurück, nahm ihr die Feder aus der Hand und flog mit ihr dem Michelsberge wieder zu.

Rahel winkte dem Knaben aufzustehen, und beide gingen still dem Schlößchen zu. Da kam ihnen die Zofe entgegengelaufen und bedeutete ihr, der Vater sei aus Heilbronn gekommen.

Nun flog sie aber ins Haus, und als Aron sein Kind in den Arm nahm, fühlte er, wie es zitterte. Sie drängte ihm das Täfelchen auf, holte dann ihre Mutter, herzte und küßte sie und winkte dann den Knaben herbei, damit er erzählen könne, was geschehen sei.

Aron las und staunte und gab seiner Frau die Tafel. Dann sagte er:

„Dein Knecht, Herr, ist es nicht wert, daß ihm so Großes geschieht. Oft habe ich nachts nach dem Heil deines Sohnes gerufen; aber der Zweifel und die Scheu vor dem Spott der Welt haben mir stets dein Licht verdeckt. Nun muß mein armes Kind mich retten! Laß mich nun auch der erste sein, der die Wunden deiner Füße küßt. Und wie die Könige aus dem Morgenlande dir Gold, Weihrauch und Myrrhen gebracht haben, so vergönne, daß ich dir alle zuführe, die du bis jetzt der Kirche aufgespart hast."

Und nun hört, was weiter geschah!

Zu Pfingsten zog, schon im Morgengrauen, eine Prozession mit vielen hellen Kerzen langsam durch das Tal zum Michelsberg. Voran ging Herr Aron mit seiner Frau und schön Rahel; dann folgte die Dienerschaft, und dahinter kamen wohl zweihundert Juden, die alle durch Arons Bemühungen und durch das Wunder zum Christentum bekehrt worden waren.

Alle wollten sich heute taufen lassen; doch faßte das Kirchlein kaum ein Drittel der Menge.

Und als die Orgel erklang und ein freudig Alleluja die Kirche erfüllte, da trat schön Rahel voll Demut an den Taufstein. Feierlich sprach der Priester: „Ich taufe dich, du Gotteskind! Du sollst nun Dorothea heißen. Glaubst du an den dreieinigen Gott?"

Und Dorothea sagte: „Ja — Amen!"

Und fortan war schön Rahel Sprache und Gehör geschenkt.

J. A.

# Herr Winter.

Wie der geſtrenge Herr Winter ſein Regiment antritt, die Eisdecke bei ſtiller Nacht über den Strom ſpannt und mit emſigem Fleiße ebnet und glättet.

Wie Herr Winter am andern Morgen bei dem Bauer einkehrt und für ſeine Arbeit ein warmes Morgenſüpplein begehrt.

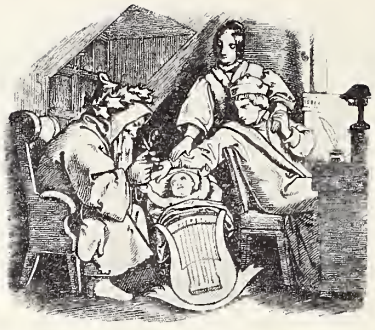
„Was? den Winter auch noch füttern?“ ſchreit der Bauer, „hinaus, du kalter Geſell, aus meinem Hauſe, hier iſt deines Bleibens nicht!“

Da trollt der Herr Winter gar traurig hinaus und breitet eifrig den weißen Schnee über Weg und Steg. Doch auch hier gibt's für ihn keine Raſt, mit Schaufel und Beſen zerſtört der Straßenkehrer ſein mühſam Werk und verjagt den ſilberbärtigen Alten.

„Geht's nicht auf dem Lande, ſo geht's in der Stadt,“ meint Herr Winter. Doch wehe ihm; ſchon im erſten Bürgerhauſe, wo er einkehrt, bindet eine raſche Dirne den Greis an den warmen Ofen und peinigt ihn mit der Hitze, bis er wütend vor Schmerz ſeine Bande zerreißt und ins Freie ſtürmt.

Die Chriſtnacht iſt gekommen. Aus allen Fenſtern erglänzt heller, feſtlicher Schein, und das Jubeln der fröhlichen Kinder ſchallt hinaus bis auf die ſchneebedeckten, einſamen Straßen. Da trippelt ein Männlein gar eifrig einher und ſpäht von Tür zu Tür, ob nicht jemand ihm öffne und den geſchmückten Weihnachtsbaum annehme als willkommene Spende. — Vergeblich! — keine Pforte geht auf, den einzulaſſen, der ja das Chriſtfeſt unter ſeiner Herrſchaft begehen läßt von groß und klein.

Da entschließt sich Herr Winter auf den Ball zu gehen und bei dem Klang der rauschenden Musik und im raschen Tanz sein Leid zu vergessen. Doch schon an der Stiege des festlich geschmückten Hauses fliehen schaudernd die fröhlichen Gäste seine Nähe, und mit groben Worten weist der bärtige Türhüter den eisigen Gast hinaus in die düstere Nacht.



So geht's dem Winter während seines ganzen Regiments, niemand verstattet ihm gastliche Einkehr. Wenn aber die Eisdecke bricht und die warmen Sonnenstrahlen den Schnee von Berg und Tal verbannen, da sucht der Alte das erste Schneeglöcklein; das legt er dem Frühling auf die schmucke Wiege und kehrt unter Sturm und Wetter in die eisige Heimat zurück, bis wieder seine Zeit gekommen.

## Abzählreim.

Hänschen kommt gerannt
Aus dem Schwabenland,
Läuft da in des Nachbars Haus,
Ißt den Topf voll Honig aus;
Läßt den Löffel drinnen ſtecken.
Wart', ich will dich, Honig lecken!
Du mußt ſein!

# Der Bauer und sein Sohn.

## Von Mörike.

Morgens beim Aufstehn sagt einmal der Peter ganz erschrocken zu seinem Weib: „Ei, schau doch, Ev', was hab' ich da für blaue Flecken! Am ganzen Leibe schwarzblau! und denkt mir doch nicht, daß ich Händel hatte!"

„Mann!" sagte die Frau, „du hast gewiß wieder den Hansel, die arme Mähr, halb lahm geschlagen? Vom Ehni hab' ich das wohl öfter denn hundertmal gehört: wenn einer sein Vieh malträtiert, sei's Stier, sei's Esel oder Pferd, da schickt es seinem Peiniger bei Nacht die blauen Mäler zu. Jetzt haben wir's blank."

Der Peter aber brummte: „Hum, wenn's nichts weiter zu bedeuten hat!" schwieg still und meinte, die Flecken möchten ihm den Tod ansagen; deshalb er auch etliche Tage zahm und geschmeidig war, daß es dem ganzen Haus zugut kam. Kaum aber ist ihm die Haut wieder heil, da ist er wie immer der grimmige Peter mit seinem roten Kopf und lauter Flüchen zwischen den Zähnen. Der Hansel sonderlich hatte sehr böse Zeit, dazu noch bittern Hunger, und wenn ihm oft im Stall die Knochen alle weh taten von allzu harter Arbeit, sprach er wohl einmal vor sich hin: „Ich wollt', es holte mich ein Dieb, den würd' ich sanft wegtragen!"

Es hatte aber der Bauer einen herzguten Jungen, Frieder mit Namen, der tat dem armen Tier alle Liebe. Wenn die Stalltür aufging, etwas leiser wie sonst, drehte der Hansel gleich den müden Kopf herum, zu sehn, ob es der Frieder sei, der ihm heimlich sein Morgen- oder Vesperbrot brachte.

So kommt der Junge auch einmal hinein, erschrickt aber nicht wenig; denn auf des Braunen seinem Rücken sitzt ein schöner Mädchenengel mit einem silberhellen Rock und

einem Wiesenblumenkranz im gelben Haar und streicht dem Hansel die Bückel und Beulen glatt mit seiner weißen Hand. Der Engel sieht den Frieder an und spricht:

Dem wackern Hansel geht's noch gut,
Wenn ihn die Königsfrau reiten tut.
Arm Frieder
Wird Ziegenhüter,
Kriegt aber Überfluß,
Wenn er schüttelt die Nuß,
Wenn er schüttelt die Nuß!

Solches gesagt, verschwand der Engel wieder und war nicht mehr da. Den Knaben überliefs, er huschte hurtig aus der Tür. Als er aber den Worten, die er vernommen, weiter nachsann, ward er fast traurig. Ach! dachte er, der Ziegenbub vom Flecken sein, das ist doch gar ein faul und ärmliches Leben, da kann ich meiner Mutter nicht das Salz in die Suppe verdienen. Aber Nüss'! woher? In meines Vaters Garten wachsen keine, und wenn ich sie auch ganzer Säcke voll schütteln sollte, wie der Engel verheißt, davon wird niemand satt. Ich weiß, was ich tun will, wann ich die Ziegen hüten muß: ich sammle Besenreisig nebenher und lerne Besen binden, da schafft sich doch ein Kreuzer.

Solche Gedanken hatte Frieder jenen ganzen Tag, sogar in der Schule, und schaute darein wie ein Träumer.

„Wieviel ist sechsmal sechs?" fragte der Schulmeister beim Einmaleins. „Nun, Frieder, was geht dir heut' im Kopf herum? schwätz!"

Der Bub, voll Schrecken, wußte nicht, sollt' er sagen „Besenreisig" oder „sechsundreißig", denn eigentlich war beides richtig; er sagte aber: „Besenreisig!"

Da gab es ein Gelächter, daß alle Fenster klirrten, und blieb noch lang' ein Sprichwort in der Schule, wenn einer in Gedanken saß: Der hat Besenreisig im Kopf.

In der Nacht konnte Frieder nicht schlafen. Einmal kam es ihm vor, als sei es im Hof nicht geheuer; er richtete sich auf und sah durchs Fenster über seinem Bett. Sieh! da drang eine Helle aus dem Stall und kam der Hansel heraus und der Engel auf ihm, der ritt ihn aus dem Hof so sachten Tritts, als ging es über Baumwolle weg. Im ersten Augenblick will Frieder schreien, doch gleich besinnt er sich und denkt: Es ist ja Hansens Glück! legte sich also geruhigt wieder hin und weinte nur still in die Kissen, daß jetzt der Hansel fort sein soll und nimmer wiederkommen.

Wie nun die zwei auf offener Straße waren und der Gaul im hellen Mondschein seinen Schatten sah, sprach er bei sich: „Ach! bin ich nicht ein dürres Bein! Eine Königin säße mir nimmermehr auf!“

Der Engel sagte weiter nichts hiegegen und lenkte bald seitwärts in einen Feldweg ein, wo sie nach einer guten Strecke an eine schöne Wiese kamen; sie war voll goldener Blumen und hieß die unsichtbare, denn sie von ordinären Leuten nicht gesehen ward und ging bei Tage immer in einen nahen Wald hinein, daß sie kein Mensch ausfand. Kam aber guter, armer Leute Kind mit einem Kühlein oder Geiß daher, dem zeigte der Engel die Wiese; es wuchs ein herrliches Futter auf ihr, auch mancherlei seltsame Kräuter, davon ein Tier fast wunderbar gedieh.

Auf demselbigen Platze stieg der Engel jetzt ab, sprach: „Weide, Hans!“ lief dann am Bach hinunter und schwand in die Lüfte, nur wie ein Stern am Himmel hinzückt. Der Hansel seinerseits aber fraß tapfer zu, und als er satt war, tat's ihm leid, so fett und milchig war das zarte Gras. Endlich kommt ihm der Schlaf; also legt er sich stracks an den Hügel dort bei den runden Buchen und ruht bei vier Stunden. Weckt ihn mit eins ein Jägerhorn, da war es Tag und stund die Sonne hell und klar am Himmel. Risch, springt er auf, sieht seinen Schatten auf dem grünen Rasen, verwundert sich und spricht: „Ei, was bin ich für ein schmucker

Kerl geworden! unecket, glatt und sauber." So war es auch, und glänzte seine Haut wie in Öl gebadet.

Nun aber jagde der König des Landes schon etliche Tage in selbiger Gegend und ging just aus dem Wald hervor mit seinen Leuten.

„Ah, schaut! ah, schaut!" rief er, „was für ein schönes Roß! Wie es die stolzen Glieder übt in Sprüngen und lustigen Sätzen!" So sprechend trat er nahe herzu mit den Herren vom Hofe, die vernahmen sich alle über das Pferd und klopften ihm liebkosend auf den Hals. Sagte der König: „Reit', Jäger, in das Dorf hinein, zu fragen, ob dieses Tier nicht feil! Sag' ihnen, es käm' an keinen schlechten Herrn!"

Derselbe Jägersmann ritt eine Schecke, welche dem Hansel wohlgefiel, derhalben er von selbst mit in den Flecken trabte, wo die Bauern alsbald neugierig die Köpfe aus den Fenstern streckten.

„Hört, Leute! wessen ist der feine Braun?" ruft der Jäger durch die Gassen.

„Mein ist er nicht." — „Das ist kein hiesiger", hieß es von allen Seiten.

„Sieh, Frieder, guck!" sagte der Peter, „das ist ein ungrischer. Ich wollt', der wär' mein."

Zuletzt beteuerte der Hufschmied, ein solches Tier sei auf sechs Meilen im Revier gar nicht zu Hause.

Da ritt der Jäger samt dem Hansel zum König zurück, vermeldend: „Das Roß ist herrenlos."

„Behalten wir's denn!" versetzte der König, und ging der Zug also weiter.

Indessen meint der Peter, es wäre Zeit, sein Vieh zu füttern, und stößt mit Gähnen die Stalltür auf. Hu! macht der Rüpel Augen, wie er den leeren Stand der Mähre sieht. Lang waren ihm alle Gedanken wie pelzen.

„Zum Kuckuck!" fuhr er endlich auf, „wird nicht viel fehlen, war da vorhin der fremde Gaul mein Hansel, und ist's mit des Teufels Blendwerk geschehen, daß ihn kein Mensch dafür erkannte."

Der Peter wollte sich die Haar' ausraufen: allein, was konnte er machen? Der Gaul war fort. Es haben mich nur die zwei Öchslein gedauert. An denen ließ der Unmensch seinen Grimm in diesen Tagen aus, und mußten sie für ihrer drei arbeiten. Was

ihnen aber, nächst Püffen, Schlägen, Hungerleiden, das Leben vollends ganz verleidete, das war das Heimweh nach dem braven Hans. Sie trauerten und wurden wie verstockt und taten alles hinterstfür; deshalb der Peter leis zu seinem Weibe sprach: „Es ist schon nicht anders, die Ochsen sind mir auch verhext."

Bald wurden die Eheleute eins, daß sie das Paar für ein Spottgeld dem Metzger abließen; der schlachtete sie in der Stadt.

Allein, was geschieht? In einer Nacht, da alles schlief, klopft es dem Peter am Laden; schreit er: „Wer ist da drauß?" Antworten ihm zwo tiefe Baßstimmen:

Der Walse und der Bleß
Müssen wandeln deinetwegen,
Wollen zu fressen, fressen in ihre kalten Mägen.

Dem Peter schauerte die Haut, er zupfte sein Weib: „Steh' du auf, Ev'!"

„Ich nicht," antwortete die Frau, „sie wollen halt ihr Sach von dir."

So stund der Großmaul auf mit Zittern, warf ihnen Futter hinaus, und wie sie damit fertig waren, gingen sie weiter.

Nun kam das Unglück Schlag auf Schlag. Der Peter brachte zwar vom nächsten Markt wieder zween Stiere heim, allein da zeigte sich's, es wollte mit aller Lieb' kein Vieh mehr in dem Stalle bleiben: die beiden Stiere samt der Kuh wurden krank, man mußte sie mit Schaden aus dem Hause tun. Der Peter läuft zu einem Hexenmeister, will sagen: Erzspitzbuben, legt ihm gutwillig einen Taler hin, dafür kriegt er ein Pulver, mit dem soll er den Stall durchräuchern, Schlag zwölfe um Mittag. Er räucherte auch wirklich so handig, daß er die Glut ins Stroh brachte, und schlug der rote Hahn alsbald die Flügel auf dem Dach, das heißt, Stallung und Scheuer ging in lichten Flammen auf; mit knapper Not konnte die Löschmannschaft das Wohnhaus retten. Peter, wo will's mit dir hinaus? Die nächste Nacht klopft es am Kammerladen. — „Wer ist da?"

Der Walse und der Bleß
Kommen in Wind und Regen,
Wollen zu fressen, fressen in ihre kalten Mägen.

Da fuhr der Peter in Verzweiflung aus dem Bett, schlug die Hände überm Kopf zusammen und rief: „Ach mein! ach mein! soll ich die Toten füttern und hab' doch bald für die Lebendigen nichts mehr!" Das erbarmte die Tiere, sie gingen fort, kamen auch nimmermehr.

Anstatt daß der Peter jetzt in sich geschlagen hätte und seinen Frevel gutgemacht, bot er dem Jammer Trotz im Wirtshaus unter lustigen Gesellen. Je mehr sein Weib ihn schalt und lamentierte, um desto weniger schmeckt's ihm daheim; er machte dabei Schulden, kein General hätt' sich dran schämen dürfen, und bald kam es so weit, daß man ihm Haus und Gut verkaufte. Jetzt mußte er taglöhnen, und auch sein armes Weib spann fremder Leute Faden. Der Frieder aber ‚der saß richtig vor dem Dorf, hielt seinen Stecken in der Hand und wartete der Ziegen oder band Besenreis auf den Verkauf.

Drei Jahre waren so vergangen: begab sich's einmal wieder, daß der König das Wildschwein jagte, und war auch die Königin diesmal dabei. Weil es aber Winterszeit war und sehr kalt, wollten die Herrschaften das Mittagsmahl nicht gern im Freien nehmen,

sondern die königlichen Köche machten ein Essen fertig im Greifenwirtshaus, und speiste man im obern Saal vergnüglich, dazu die Spielleute bliesen. Das Volk aber stund auf der Gasse, zu horchen.

Als nunmehr nach der Tafel die Pferde wieder vorgeführt wurden und man nun auch das Leibroß der Königin zäumte, stund vornean der Ziegenbub, der sprach gar keck zum Reitknecht hin: „Das Roß ist meines Vaters Roß, daß Ihr's nur wißt!"

Da lachte alles Volk laut auf; der Braune aber wieherte dreimal für Freuden und strich mit seinem Kopf an Friedens Achsel auf und nieder.

Dies alles sah und hörte die Königin vom Fenster hochverwundert und sagt es gleich ihrem Gemahl. Derselbe läßt den Ziegenbuben rufen, und dieser tritt bescheidentlich, doch munter in den Saal, mit Backen rosenrot, und war er auch sonst ein sauberer Bursche mit lachenden Augen, ging aber barfuß.

Red't ihn der König an: „Du sagtest ja, das schöne Pferd da unten wär' deines Vaters, nicht?"

„Und ist auch wahr, Herr, mit Respekt zu melden."

„Wie willst du das beweisen, Bursch?"

„Ich will es wohl, wenn Ihr's vergönnt. Den Reitknecht hört' ich rühmen, das Roß ließe niemand aufsitzen, außer die Königin, der es gehöre. Nun sollt Ihr aber sehn, ob mir's nicht stille hält und nachläuft, wenn ich ihm Hansel rufe; danach möcht Ihr denn richten, ob ich die Wahrheit sprach."

Der König schwieg ein Weilchen, sprach dann zu einem seiner Leute: „Bringt mir drei wackre Männer aus der Gemeine her, damit wir hören, was sie dem Knaben zeugen!"

Als nun die Männer kamen und über das Pferd gefragt wurden, so fiel ihr Ausspruch nicht zu Frieders Gunsten aus. Da tät der Knabe seinen Mund selbst auf und hub an, treu und einfältig die Geschichte vom Engel zu erzählen, wie er den Hansel entführte, auch wie er ihm unlängst wieder erschienen sei und ihm die unsichtbare Wiese gezeigt habe, welche den Hansel so stattlich gemacht.

Darüber waren freilich die Anwesenden hoch erstaunt, etliche blickten schelmisch, allein die Königin sagte: „Gewiß, das ist ein frommer Sohn und steht ihm die Wahrheit an der Stirn geschrieben."

Der König selbst schien dem Buben wohlgesinnt, doch, weil er guter Laune war, sprach er: „Das Probstück wollen wir ihm nicht erlassen."

Hiermit rief er den Frieder an ein Seitenfenster, das nach dem Freien ging auf einen Grasplatz, weit und flach, in dessen Mitte stand ein großer Nußbaum, wohl hundert Schritt vom Haus; es lag aber alles dicht überschneit, denn es im Christmond war.

„Du siehst", sagte der König, „die große Wiese hier."

„O ja, warum denn nicht?" rief ein Hofmann, des Königs Spaßmacher, halblaut

dazwischen. „Es ist zwar eine von den unsichtbaren, denn sie ist über und über mit Schnee zugedeckt."

Die Hofleute lachten, der König aber sprach zum Knaben: „Laß dich ein loses Maul nicht irren! Schau! du sollst mir auf dem Hansel einen Ring rund um den Nußbaum in den Schnee hier reiten, und wenn es gut abläuft, soll aller Boden innerhalb des Ringes dein Eigen sein."

Da freuten sich die Schranzen, meinend, es gäbe einen rechten Schnack; der Frieder wurde aber so freundlich, daß er die weißen Zähne nicht unterbringen konnte. Das Roß ward vorgeführt (nachdem man ihm zuvor den goldnen Frauensattel abgenommen), es jauchzte hellauf und alles Volk mit ihm, und Frieder saß oben mit einem Schwung. Erst ritt er langsam bis zur Wiese vor, hielt an und maß mit dem Aug' nach allen Seiten den Abstand vom Baum, dann setzt' er den Hansel in Trab und endlich in gestreckten Lauf, das ging wie geblasen, und es war eine Lust, ihm zuzusehen, wie sicher und wie leicht der Bursche saß. Er war aber nicht dumm und nahm den Kreis so weit, als er nur konnte; gleichwohl lief derselbe am Ende so schön zusammen, als wär' er mit dem Zirkel gemacht.

Mit Freudengeschrei ward der Frieder empfangen, im Nu saß er ab, küßte den Hansel auf den Mund, und der König am Fenster winkt' ihm herauf in den Saal. „Du hast", sprach er zu ihm, „dein Probstück wohlgemacht; die Wiese ist dein. Den Hansel anbelangend, den kann ich dir nicht wiedergeben: ich hab' ihn meiner Königin geschenkt; soll aber dein Schade nicht sein."

Mit diesen Worten drückte er ihm ein Beutelein in die Hand, gespickt voll Dublonen. Des war der Knabe sehr zufrieden, zumal die Königin hinzusetzte, er möge alle Jahre zur Stadt kommen, in ihrem Schloß vorsprechen und den Hansel besuchen.

„Ja," rief der Frieder, „und da bring' ich Euch zur Kirchweih allemal ein Säcklein grüne Nüss' vom Baum."

„Bleib' es dabei!" sagte die Königin.

So schieden sie. Der Frieder lief heim durch all das Volksgewühl und Gejubel hindurch zu seinen Eltern. Der Peter hatte den Ritt von weitem heimlich mit angesehen, und jetzt tat er in seinem Herzen ein Gelübde — ich brauche ja wohl nicht zu sagen, worin das bestand. Genug, der Hansel und der Frieder hatten ihm wieder auf einen grünen Zweig geholfen: er wurde ein braver, ehrsamer Mann, dazu ein reicher, der einen noch reicheren Sohn hinterließ. Seit dieser Zeit hat sich im ganzen Dorf kein Mensch an einem Tier mehr versündigt.

# Das Straßburger Münster und sein Erbauer.

Nicht viele große Städte hat das liebliche Elsaß; aber weit hinaus grüßt Straßburg mit seinem alten, ehrwürdigen Münster. Das wunderbare Gebäude zieht den Wanderer an, bis er vor ihm steht und mit Staunen den Reichtum betrachtet, der sich hier vor ihm auftut. Gewaltig, und doch fein gegliedert, strebt der Vorderbau, die Fassade, in die Höhe, von Fenstern und Zierwerk unterbrochen.

Drei Tore, ein großes in der Mitte und zwei kleinere zu beiden Seiten, führen von hier aus ins Innere, und wie ein reichdurchbrochenes Spitzendach hebt sich über jedem Eingang die Bildhauerarbeit empor.

Über dem Eingang ist das große Rosenfenster, von Maßwerk — so nennt man die vom Steinmetz ausgeführten Steinverbindungen innerhalb der Fenster und die meist damit zusammenhängenden Verzierungen außerhalb — in wunderbar zarter Weise unterbrochen und umrahmt. Wie ein kunstvoll feines Spitzengewebe zieht sich das Maßwerk in Stäbchen, Blumen, Rosetten, Galerien und Türmchen über die ganze Vorderseite, so den schweren Steinbau mit leichter Anmut überdeckend, und zwischen dem Maßwerk wohnt eine Menge Figuren aus der heiligen Geschichte.

Nur ein Turm auf dem Gebäude ist ausgeführt worden, obwohl der ursprüngliche Plan zwei Türme vorgesehen hatte. Leicht und luftig ist er gebaut, und an allen Ecken und Enden kann das liebe Himmelslicht hindurchschauen. Fast möchte man es nicht glauben, daß all die zarten Stäbchen, Türmchen und Säulchen standhalten könnten, wenn der Sturm sie durchbraust, und doch hat der Turm schon jahrhundertelang gestanden und nicht gewankt.

Am eigentlichen Kirchenbau, der viel niedriger als der Vorderbau ist, streben Pfeiler, Bogen und Türmchen in leichter Rundung zum Dach hinauf. Daß sich der spröde Stoff, der Stein, ein solches Bearbeiten gefallen läßt!

Und tritt man nun in das Münster ein — welch überwältigender Eindruck! Man kommt in eine andere Welt. Eben noch Tageshelle — jetzt heilige Dämmerung. Die Menschlein verschwinden in dem großen Raum — er scheint leer zu sein. Die gemalten Fenster, aus kleinen biblischen Darstellungen zusammengesetzt, leuchten in wunderbaren Farben auf, als stünde ein Edelstein neben dem andern. Das Rot, dessen Bereitung man nicht mehr kennt, und das man in dieser Leuchtkraft nur noch in alten Fenstern findet, glüht und funkelt und wirft leuchtende Lichter über das Steinwerk und auf den Fußboden; doch lassen die Fenster nur so viel Licht ein, daß die Dunkelheit mit buntem, zauberhaftem Schein ein wenig erhellt wird.

Und schlanke Säulen streben empor wie Buchenstämme, und oben, wo sie von einem Blattkranz umgeben sind, scheinen sie sich in schlanke Äste zu teilen, die ein in Spitzen zulaufendes Gewölbe von großer Feinheit bilden. Auch im Inneren überall Figuren und Steinverzierungen.

Wenn wir so betrachten, wie sich der harte Stein dem menschlichen Willen hat fügen müssen, wie er sich wiegt und biegt und so fein wird wie ein zartes Gewebe, wie er in Blumen- und Blattformen hervorzusprießen scheint und wie ein Wald ein reich verästeltes Dach über uns wölbt — dann fragen wir wohl nach dem Meister, der das erdacht hat.

Er muß ein großer, gewaltiger Geist gewesen sein, der so fein und stark zu erfinden wußte. Nicht viel weiß man mehr von ihm; aber man wünscht, recht viel von ihm zu wissen, und wenn die Geschichte wenig von einem so hochverdienten Menschen berichtet, so nimmt Frau Sage das Wort, und erzählt weiter, wo die Geschichte schweigt. Und wir hören ihr gern zu, wenn wir auch nicht wissen, ob sich das alles nun auch ganz so zugetragen hat.

Hören wir denn, was Geschichte und Sage von dem Erbauer des Straßburger Münsters berichten!

Meister Erwin von Steinbach hat den ursprünglichen Plan zum Münster entworfen und seinen Bau, soweit er ihn bis zu seinem Lebensende fördern konnte, geleitet.

Sein Vater war Steinmetz in dem Örtchen Steinbach in der Nähe von Straßburg. Dort gab's große Steinbrüche; darum mochten die alten Römer, die ja ihre großen Heerstraßen aus Quadersteinen bauten, einen Weg an Steinbach vorbeigelegt haben.

Engel mit Erwin von Steinbach.

Erwin half seinem Vater gern und fleißig, und bald zeigten sich bei ihm Anlagen, Größeres auszuführen als der Vater je gekonnt. Er half das Kirchlein seines Heimatortes bauen; bei sich aber hing er Plänen zu einem großen Gotteshaus nach. Eines Tages träumte er, ein Engel habe ihn bei der Hand genommen und in eine wunderbare Kirche geführt. Kaum hatten die beiden das Gotteshaus betreten, da schwand ihnen der Boden unter den Füßen. Erwin fühlte sich emporgehoben und ging mit dem Engel auf der leichten Luft wie auf fester Erde. Ohne Schwindel und Furcht sah er empor zu dem anmutig und kräftig gefügten Gewölbe, sah an den schlanken Säulen hinab und erfaßte mit seiner Künstlerseele die ganze Schönheit des Wunderbaues.

Und das Traumbild ruhte im Gedächtnis Erwins, und in stillen, schönen Stunden baute er im Geiste an dem herrlichen Dom. Dann und wann hatte er auch Gelegenheit, etwas von dem, was ihn beschäftigte, auszuführen; sei es, daß er sich bei einem Häuserbau beteiligen konnte, sei es, daß er dem Kirchlein seiner Heimat zu neuer Schönheit verhelfen durfte.

Man ward auf ihn aufmerksam und zog ihn zu immer bedeutenderen Bauten mit heran. Er war schon ein berühmter Mann, als er dem Dom zu Freiburg seine hauptsächliche Gestaltung gab.

Und als der Bischof Konrad von Straßburg einen Baumeister suchte, damit er das Straßburger Münster aufführe — da fand man weit und breit keinen besseren, als den Meister Erwin.

Mit welcher Freude gab er sich der Arbeit hin! Durfte er doch jetzt ausführen, was ihm der Engel im Traum gezeigt hatte und was ihm in wachen Träumen schon seit Jahren immer deutlicher geworden war. Und so stieg das Münster empor, zur Ehre Gottes und zum ewigen Ruhme seines Erbauers.

J. A.

# Der Erlkönig.

## Von Goethe.

Wer reitet so spät durch Nacht und Wind?
Es ist der Vater mit seinem Kind;
Er hat den Knaben wohl in dem Arm,
Er faßt ihn sicher, er hält ihn warm.

„Mein Sohn, was birgst du so bang dein Gesicht?"
„Siehst, Vater, du den Erlkönig nicht?
Den Erlkönig mit Kron' und Schweif?" —
„Mein Sohn, es ist ein Nebelstreif." —

„Du liebes Kind, komm, geh mit mir!
Gar schöne Spiele spiel' ich mit dir;
Manch bunte Blumen sind an dem Strand,
Meine Mutter hat manch gülden Gewand." —

„Mein Vater, mein Vater, und höreſt du nicht,
Was Erlenkönig mir leise verspricht?" —
„Sei ruhig, bleibe ruhig, mein Kind!
In dürren Blättern säuselt der Wind." —

„Willst feiner Knabe du mit mir gehn?
Meine Töchter sollen dich warten schön;
Meine Töchter führen den nächtlichen Reihn
Und wiegen und tanzen und singen dich ein." —

Erlkönig.

„Mein Vater, mein Vater, und ſiehſt du nicht dort
Erlkönigs Töchter am düſtern Ort?“ —
„Mein Sohn, mein Sohn, ich ſeh es genau:
Es ſcheinen die alten Weiden ſo grau.“ —

„Ich liebe dich, mich reizt deine ſchöne Geſtalt;
Und biſt du nicht willig, ſo brauch' ich Gewalt.“ —
„Mein Vater, mein Vater, jetzt faſt er mich an!
Erlkönig hat mir ein Leids getan!“ —

Dem Vater grauſet's, er reitet geſchwind,
Er hält in Armen das ächzende Kind,
Erreicht den Hof mit Mühe und Not;
In ſeinen Armen das Kind war tot.

# Der Heiltrank.

In einem Walddörfchen wohnte eine arme Frau mit ihrer fünfzehnjährigen Tochter Martha. Die Mutter war kränklich und konnte nicht viel arbeiten, aber sie hatte an ihrer Tochter eine tüchtige Hilfe.

Martha hielt den kleinen Haushalt hübsch in Ordnung und fand noch Zeit, dann und wann bei den Nachbarn auszuhelfen und so eine Kleinigkeit zu verdienen. Im Sommer sammelte sie auch Beeren im Walde und brachte sie in die nahe Stadt zum Verkauf.

Die Mutter aber wurde immer kränker und konnte schließlich nicht mehr aufstehen. Martha holte den Arzt aus der Stadt, und der alte, freundliche Mann sprach der Kranken Mut zu.

„Lassen Sie sich nur recht von Ihrem Töchterchen pflegen," sagte er, „dann wird es schon gut gehen."

Martha opferte sich auf in der Pflege, aber dennoch wurde die Mutter immer schwächer. Da dachte Martha:

„Ich gehe einmal zu dem Herrn Doktor in die Stadt und frage ihn, was ich tun soll. Vielleicht mache ich's nicht richtig."

Sie pflückte ein Körbchen voll würziger Beeren und brachte sie dem alten Herrn als Geschenk mit.

Sie erzählte ihm, auf welche Weise sie die Mutter gepflegt habe und daß es dennoch mit ihr schlimmer geworden sei.

„Muß ich's vielleicht anders machen?" fragte sie.

„Nein, mein Kind!" antwortete der Arzt, „du hast es ganz recht gemacht. Aber da du ein so vernünftiges kleines Mädchen bist, will ich dir die Wahrheit sagen. Tu deiner Mutter nur weiter alles zuliebe; denn sie lebt nicht mehr lange."

Die Waldkapelle.

Martha konnte es fast nicht glauben, daß sie ihr Mütterchen verlieren solle; aber sie nahm sich tapfer zusammen. Der alte Doktor ließ ihr noch Wein und kräftige Speisen für die Mutter in das Körbchen packen, und dann ging sie traurig heim.

Mitten im Walde lag eine Kapelle. Da betete sie für ihre Mutter und saß dann noch eine Zeitlang vor der Kapelle auf der Bank und dachte nach, was nun werden solle.

Müde war sie und hungrig. Nur ein Stückchen Brot hatte sie noch in der Tasche, und von den Speisen für die Mutter wollte sie nichts nehmen.

Da kam ein junges Hirschlein erschöpft über den Waldweg. Es legte sich vor die Kapelle hin und sah Martha mit bittenden Augen an.

„Armes Tierchen!“ dachte Martha, „du bist müder und hungriger als ich.

Und sie teilte ihr Stückchen Brot mit ihm und holte ihm Wasser aus dem nahen Bach.

Da kam der alte Hirsch, der das verirrte Tierchen gesucht hatte, hinzu und sah Martha dankbar an. Und als er mit dem kleinen Hirsch, der sich langsam erholt hatte, weiterging, sah er sich immer nach ihr um, als hätte er sagen wollen: „Komm mit!“

Als der Hirsch am Waldesrande noch einmal stehen blieb und lange nach Martha hinsah, dachte das Mädchen:

„Mir ist's ja, als müsse ich dem Hirsch nach in den Wald.“

Ob sie wollte oder nicht — es war, als zöge sie etwas von ihrem Sitze empor und den beiden Tieren nach. So kamen sie denn tief hinein in den dunklen Wald bis zu einer Quelle, die ganz im Verborgenen plätscherte. Sie hatte geglaubt, den ganzen Wald zu kennen; aber diese reizende Stelle hatte sie noch nie gesehen.

Die Quelle lag in einem vollen Kranze von Farrenkräutern und Waldblumen, und halb in dem frischen Wasser, halb auf dem erhöhten Erdreich lagen zwei schöne Wassernixen.

„Wie kommst du hierher?“ fragte die eine.

„Ich weiß es selbst kaum“, antwortete Martha. „Der Hirsch sah mich an, als wollte er sagen: „Komm mit!“ und da war mir's als müßte ich folgen.“

„Die Tiere des Waldes“, sagte die andere Nixe, „sind unsere Schützlinge. Wer ihnen etwas Liebes tut, ist unseres Dankes gewiß. Du hast dir wohl auch unseren Dank verdient, da die Tiere dich hierher geführt haben?“

Martha mußte nun erzählen, wie sie das Hirschlein gefunden und wie sie ihm geholfen habe, und die Nixen fragten weiter nach allem, was das Mädchen anging. So hörten sie denn auch von der totkranken Mutter und von der Sorge des Kindes.

Da tauchte die eine Nixe tief hinein in den Quell und brachte eine gefüllte Kristallschale herauf.

„Hier ist ein Heiltrank für deine Mutter, der bestimmt helfen wird," sprach sie, „aber du mußt ihn, was auch passieren mag, ohne Aufenthalt und ohne etwas zu verschütten, nach Hause bringen."

Glücklich und dankbar nahm Martha Abschied von den gütigen Wasserfrauen. Das Körbchen ließ sie zurück, um ganz und gar auf ihre Schale achten zu können, die sie vorsichtig durch das Gebüsch trug. Der alte Hirsch ging vor ihr her und bahnte den Weg, bis sie auf der breiten Straße waren, die durch den ganzen Wald führte. Dann ließ er sie allein.

Langsam, aber ohne Aufenthalt, ging sie weiter durch den Abendfrieden.

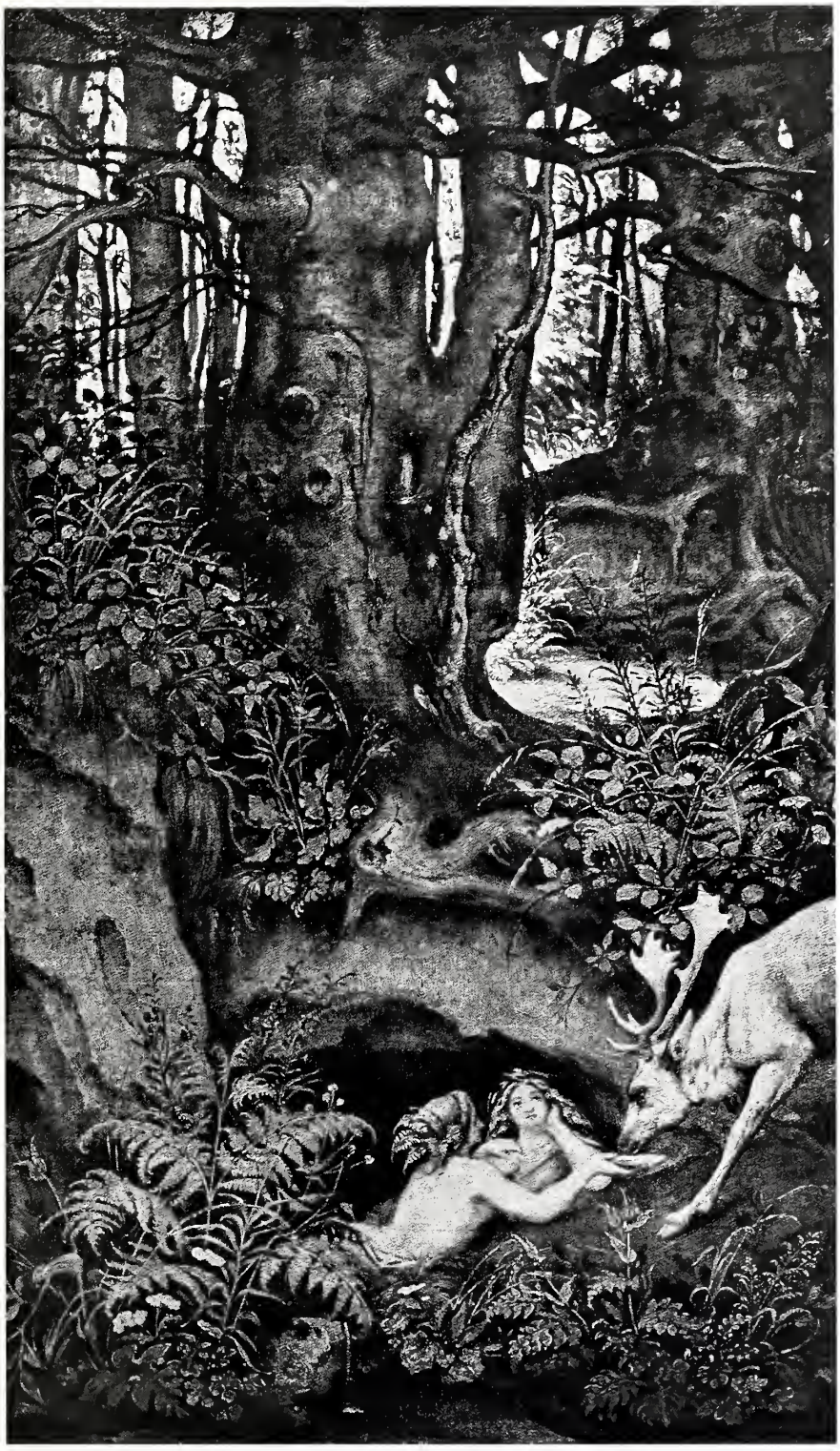
Da erhellte auf einmal ein wunderbares Licht den Wald. Ein lieblicher Gesang ertönte unter den Bäumen, und das Kind, das nur auf die Schale und den Weg schaute, glaubte, zierliche Füßchen in Bewegung zu sehen, als wenn Elfen einen Reigen durch die Stämme tanzten. Wie gerne hätte sie zur Seite geschaut; aber sie wagte es nicht, vor Angst, den Trank zu verschütten.

Da trat ein Elfchen dicht vor sie hin und sprach: „Willst du nicht unter die Bäume kommen und uns zusehen? Wir tanzen dir unsere schönsten Tänze vor."

„Danke, liebes Elfchen!" sagte Martha. „Ich möchte ja gerne; aber bitte, dränge mich nicht dazu! Ich muß ohne Aufenthalt meiner kranken Mutter diesen Trank bringen."

Im selben Augenblicke waren Licht und Elfen verschwunden, aber heller Mondschein erleuchtete den Weg, so daß das Mädchen jede Wurzel und jeden Stein deutlich sah.

Martha hatte den ganzen Tag kaum etwas gegessen. Es ward ihr ganz schwach vor Hunger, und eine große Müdigkeit lähmte ihre Glieder. Da hörte sie von weitem lustiges Plaudern und Gläserklingen, und ihre stets auf den Weg gerichteten Augen erhaschten beim Näherkommen so viel, daß sie eine vergnügte Jagdgesellschaft unter den Bäumen vermuten konnte, die es sich auf dem weichen Moos behaglich gemacht hatte. Bunte Lämpchen



Nixen, einen Hirsch tränkend.

zogen sich an Schnüren von Baum zu Baum. Ein köstlicher Bratenduft zog ihr in die Nase und verstärkte ihren Hunger zur Qual.

Da riefen ihr fröhliche Stimmen zu: „Komm her und iß und trink mit uns!"

Martha sah nicht auf. Da kam ein grüner Jägersmann zu ihr und sagte: „Sei nicht so blöd, Kleine! Komm zu uns!" und wollte sie zur Gesellschaft führen.

Aber Martha sah ihn voll Angst an und sagte: „Bitte, lassen Sie mich! Ich darf mich ja nicht aufhalten, weil ich meiner kranken Mutter den Trank bringen muß."

Und verschwunden war die Jagdgesellschaft und der Mond sah wieder auf die große Stille hernieder.

Endlich kam Martha in ihrem Walddörfchen an. Da kamen ihr die Kinder entgegen und sagten: „Deine Mutter ist soeben gestorben."

Ein Schrecken fuhr ihr durch die Glieder, daß sie fast die Schale fallen gelassen hätte. Aber in demselben Augenblick fiel ihr ein, auch dies könne eine von den Nixen geschickte Prüfung sein. Kaum hielt sie sich aufrecht; am liebsten wäre sie gelaufen so schnell sie die Füße tragen konnten, aber sie zwang sich, langsam zu gehen, um ja nichts zu verschütten.

Als sie, zitternd am ganzen Körper, ins Haus kam, lag die Mutter regungslos da, und die Nachbarin sagte vorwurfsvoll: „Sie hat nach dir verlangt. Jetzt ist es zu spät."

Martha hielt sich fast nicht mehr aufrecht; dennoch dachte sie zuerst an ihre Pflicht. Sie dachte: „Vielleicht lebt die Mutter noch und liegt nur in einer tiefen Ohnmacht."

Sie befeuchtete ihren Finger mit dem Naß aus der Schale und strich es ihrer Mutter über die Lippen. Da kam langsam etwas Farbe in das Gesicht der Besinnungslosen. Voll Freude bestrich das Kind auch Stirn und Schläfe ihrer Mutter, und nach und nach kam das Leben wieder in die erstarrten Glieder, bis sie endlich die Augen aufschlug.

„Kind," sagte sie, „wo warst du denn gar so lange? Ich fürchtete schon, sterben zu müssen, ohne dich noch einmal gesehen zu haben."

„Mutter," jubelte Martha, „Mütterchen, jetzt wirst du gesund werden! Die Nixen aus dem Waldquell haben mir diesen Trank gegeben."

Und die Mutter trank und erholte sich zusehends. Bald konnte sie wieder aufstehen und ward in nicht langer Zeit ganz gesund. Und Mutter und Tochter blieben noch lange Jahre zusammen in Glück und Zufriedenheit.

J. A.

s'Nacht Muess wär ferig, so chömmet ihr Chinder und esset,
Betet, Aller Augen — und gent mer ordeli Achtig.
ass nit eim am ruessige Tüpfi's Ermeli schwarz wird.

# Das Habermus.

's Habermues wär ferig; se chömmet, ihr Chinder, und esset!
Bettet: Aller Augen — und gent mehr ordeli Achtig,
aß ich nit am rueßige Tüpfi 's Ärmeli schwarz wird.

Esset denn, und segn ich's Gott, und wachset und trüeihet!
Gsäit het der Ätti der Haber und abegeget im Früeihjohr,
und der himmlisch Vater het gseit: „Jetz chasch wieder heimgoh;
aß es wachst und zitig wird, für sell will i sorge."
Denket numme, Chinder: es schloft in jedwedem Chörnli
chlei und zart e Chiimli; das Chiimli tuet ich ke Schnüüfli,
nei, es schloft und seit kei Wort und ißt nit und trinkt nit,
bis es in de Fure lit, im luckere Bode.
Aber in de Furen und in der füechtige Wärmi
wacht es heimli uf us siim verschwiegene Schlöfli,
streckt die zarte Gliedli und suuget am saftige Chörnli
wie ne Muetterchind; 's isch alles, aß es nit briegget.
Siiderie wird's größer und heimli schöner und stärcher
und schlieft us de Windle, bohrt mit em Würzeli abe,
tiefer aben in Grund und suecht sii Nahrig und findt sie.
Jo, und 's sticht's der Wunderfitz, es möcht doch gern wüsse,
wie 's au witer oben isch. Gar heimlig und furchtsem
güggelet's zuem Boden uus. — Potz tausig, wie gfallt's em!

Üſe lieber Herget, er ſchickt en Engeli abe:
„Bring em e Tröpfli Tau, und ſag em fründli Gottwilche!“
Und es trinkt, und 's ſchmeckt em wohl, und 's ſtreckt ſi gar ſölli.
Siider ſtrehlt ſi d'Sunne, und wenn ſie gwäſchen und gſtrehlt iſch,
chunnt ſie mit der Strickete füre hinter de Berge,
wandlet ihre Weg hoch an der himmliſche Landſtroß,
ſtrickt und lueget aben, as wie ne fründlichi Muetter
no de Chindlene luegt; ſie lächlet gegen em Chiimli,
und es tuet em wohl bis tief ins Würzeli abe:
„So ne tolli Frau, und doch ſo güetig und fründli!“
Aber was ſie ſtrickt? He, Gwülch us himmliſche Düfte!
's tröpflet ſcho, ne Sprützerli chunnt, druf regnet's gar ſölli.
's Chiimli trinkt bis gnueg; druf weiht e Lüftli und trochnet's,
und es ſeit: Jetz gang i nümmen unter e Bode,
um ke Priis! Do bliib i, geb, was no us mer will werde!“

Eſſet, Chindli, gſegn es Gott, und wachſet und trüeihet!
's wartet herbi Zit ufs Chiimli. Wulken an Wulke
ſtöhn am Himmel Tag und Nacht, und d'Sunne verbirgt ſi.
Uf de Berge ſchneyt's, und witer niede hurnieglet's.
Schocheli ſchoch, wie ſchnatteret jetz und briegget mii Chiimli,
und der Boden iſch zue, und 's het gar chündigi Nahrig.
„Iſch denn d'Sunne gſtorbe,“ ſeit es, „aß ſie nit cho will,
oder förcht ſie au, es frier ſie? Wär i doch bliebe,
wo n i gſi bi, ſtill und chlei im mehlige Chörnli
und deheim im Boden und in der füechtigi Wärmi!“
Lueget, Chinder, ſo goht's! Der werdet au no ſo ſage,
wenn der uuſechömmet und unter fremde Lüte
ſchaffe müent und reble und Brot und Plunder verdiene:
„Wär i doch deheim bym Müetterli hinter em Ofe!“

Tröſt ich Gott! 's nimmt au en End und chunnt wieder beſſer;
wie's im Chiimli gangen iſch. Am heitere Maitag
weiht's ſo lau, und d'Sunne ſtigt ſo chräftig vom Berg uf,
und ſie luegt, was 's Chiimli macht, und gitt em e Schmützli.
Jetz iſch em wieder wohl, und 's weiß nit z'bliibe vor Freude.

Notno prange d'Matte mit Gras und farbige Blueme;
notno duftet 's Chrieſibluеſt, und grüen wird der Pfluumbaum;
notno wird der Rogge buſchig, Weizen und Gerſte,
Und mii Häberli ſeit: „Do bliib i aunit dehinte!"
Nei, er ſpreitet d'Blättli us, wer het ſie echt gwobe?
Und jetz ſchießt der Halm — wer triibt in Röhren an Röhre
's Waſſer us de Wurzle bis in die ſaftige Spitze?
Endli ſchlieft en Ähri us und ſchwankt in de Lüfte —
ſag mer au e Menſch: wer het an ſiidene Fäde
do ne Chnöspli ghenkt und dört mit chünſtliche Hände?
D'Engeli, wer denn ſuſt? Sie wandle zwiſche de Furen
uf und ab vo Halm zue Halm und ſchaffe gar ſölli.
Jetz hangt Blueſt an Blueſt am zarte, ſchwankigen Ähri,
und mii Haber ſtoht as wie ne Brüütli im Chilchſtuehl.
Jetz ſinn zarti Chörnli drin und wachſen im ſtille,
und mii Haber merkt afange, was es will werde.
D'Chäferli und d'Fliege, ſie chömme z'Stuebete zue n em,
luege, was er macht, und ſingen: Eie Popeie!
Jo, 's Schiiwürmli chunnt, potz tauſig! mit em Laternli,
z'Nacht um nüüni z'Liecht, wenn d'Fliegen und d'Chäferli ſchloſe.

Eſſet, Chinder, ſegn es Gott, und wachſet und trüeihet!
Siider het me gheuet und Chrieſi gunne no Pfingſte;
ſiider het me Pflüümli gunne hinter em Garte;
ſiider henn ſie Rogge gſchnitte, Weizen und Gerſte,

und die arme Chinder henn barfiß zwiſche de Stupfle
gfalleni Ähri gleſen, und 's Müüsli het ene ghulfe.
Druf het au der Haber bleicht. Voll mehligi Chörner
het er gſchwankt und gſeit: „Jetz iſch's mer afange verleidet,
und i merk, mii Zit iſch uus; was tuen i ellei do
zwiſche de Stupfelrüeben und zwiſche de Grumbireſtuude?"
Druf iſch's Vreni uuſen und 's Efferſinli und 's Plunni,
's het ſie ſcho an d'Finger gfrore z'Morgen und z'Obe.
Endli iſch er cho, und in der ſtaubige Schüüre
hei ſie en dröſcht vo früeih um zwei bis z'Oben um vieri.
Druf iſch 's Müllers Eſel cho und het en in d'Mühli
gholt und wieder brocht, in chleini Chörnli vermahle;
und mit feiſter Milch vom junge, fleckige Chüehli
het en 's Müetterli gchocht im Tüpfi — Geltet, 's iſch guet gſi?
Wüſchet d'Löffel ab, und bett eis: Danket dem Herren!
Und jetz göhnt in d'Schuel, dört hangt der Oſer am Simſe!
Fall mer keis, gent Achtig, und lehret, was men ich ufgitt!
Wenn der wieder chömmet, ſe chömmet der Zibbertli über.

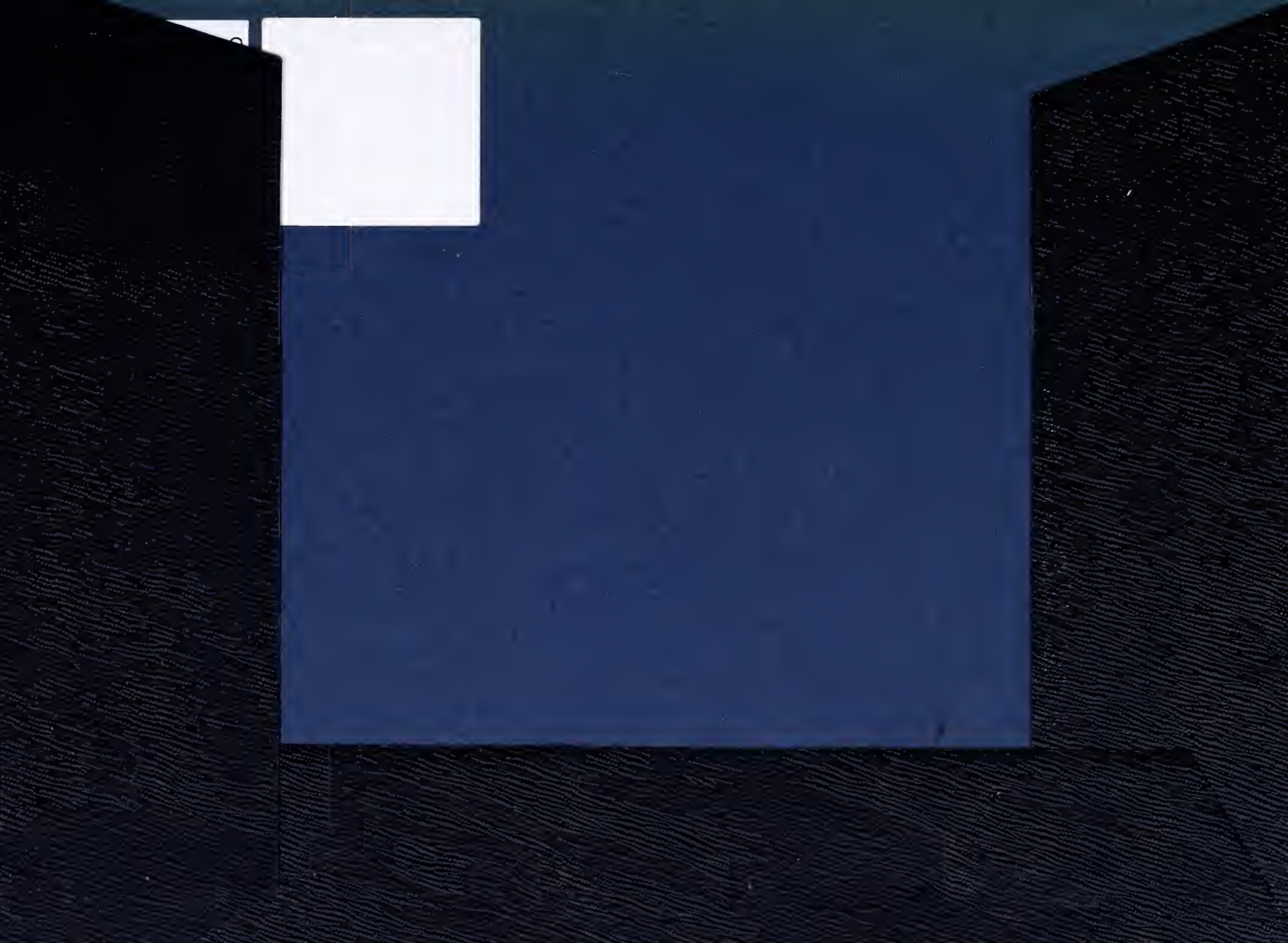
Rast auf der Wanderschaft.

# Erinnerung.

Eindes Rauſchen in den Wipfeln.
Vöglein, die ihr fernab fliegt,
Bronnen von den ſtillen Gipfeln,
Sagt, wo meine Heimat liegt?

Heut' im Traum ſah ich ſie wieder,
Und von allen Bergen ging
Solches Grüßen zu mir nieder,
Daß ich an zu weinen fing.

Ach, hier auf den fremden Gipfeln, —
Menſchen, Quellen, Fels und Baum,
Wirres Rauſchen in den Wipfeln,
Alles iſt mir wie ein Traum.

Eichendorff.

Druck des Textes von der Ernst Stahl'schen Buchdruckerei (J. Zaubzer), München.